

— AMOS

3 | 2019

Layout final 2

11.09., 19:35

Inhalt

3 *AMOS*
Nachruf auf Manfred Walz

Menschenorte 42

5 *Peter Strege*
Manfred-Menschenort oder die Musik des Lebens

Kolumnen

6 *Hermann Schulz*
Biblische Bauernmalerei aus Nicaragua
Achtundvierzig Ölgemälde kehren nach Zentralamerika zurück

7 *Wolfgang Belitz*
Utopische Erinnerungen

SCHWERPUNKT: Macht Musik

8 *Robina Cronauer*
Wo die Welt nichts zu suchen hat.

8 *Werner Schröder*
Kirchenmusik – eine persönliche Sicht

10 *Ellen Diederich*
Musik des Widerstands im Ruhrgebiet

11 *AMOS*
Ein kleiner Hinweis zu Frank Baier

12 *Axel Kungel*
Das Wesentliche der Musik

13 *Irmgard Merkt*
„Das ist ja jetzt der helle Wahnsinn mit euch!“
Musik und Inklusion: Herzland Ruhrgebiet

14 *Rudi Turinsky*
Honig für die Seele –
Musik und Kultur der Einwanderer ins Ruhrgebiet

15 *Annette Schnoor / Törk Hansen*
„Wenn Akkorduhren die Träume stoppen“

16 *Peter Strege*
Ach, was pfeifen die Vögel so schön...!

17 *Hildegard Mögge-Grotjahn*
Der Profane Chor Bochum

18 *Rolf Euler*
Mein wohltemperiertes Gehirn

19 *Robert Bosshard*
Potpourri musical

21 *Andreas Müller*
Das Archiv für Populäre Musik im Ruhrgebiet e.V.
Gespräch mit Hans Schreiber und Richard Ortman

1wurf

22 *Einhard Schmidt-Kallert*
Tom Doyle

Palästina

23 *Amos Goldberg*
BDS – Ein Appell aus Israel an meine deutschen Freunde

Impressum ...	Seite 20
Abo-Bestellschein ...	Seite 14
Lesetipps ...	Seiten 14, 17
Anzeige Dampfboot	Seite 20
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Editorial

Die Zäsur, die unsere Zeitschrift in diesem Sommer erlebt, ist schmerzlich spürbar. Durch den Tod von Manfred Walz müssen wir uns erneut verorten, seine Beiträge in unseren Diskussionen und Texten und seine Titelbilder fehlen. Dieses Heft mit dem Thema „Musik“ war lange abgesprochen, Beiträge geplant, als wir im Juli Manfred nur noch im Krankenhaus besuchen konnten. Die – musikalisch gesprochen – lange „Fermate“ bis zu seiner Beerdigung in Berlin am 27. August waren angefüllt mit der Sammlung vieler Menschen und ihrer Beileidsbekundungen, waren Wochen des Abschieds.

Wir waren uns einig, dass diese Zäsur in einer neuen Art der Titelgestaltung Ausdruck finden sollte, wir werden in der kommenden Zeit sicher Versuche machen müssen, und ob sich später eine solche künstlerische Linie wieder finden ließe wie in den über 35 Jahren von Manfreds Titelbildern ist völlig offen.

Unser Hefthema „Musik“ wurde diesmal von unserer Gastredakteurin Irmgard Merkt initiiert. Wir trafen uns bei der 50-Jahre-*AMOS*-Feier und gerieten in eine Debatte über ihr Thema „Musik und Inklusion“, und schnell war klar: das wird (mindestens) ein Heft. Alle Anstrengungen, das Thema Flucht wegen seiner Dringlichkeit vorher zu bringen, sind in *AMOS* 2|19 zu lesen, alle Lust, zu „Musik“ zu schreiben und zu gestalten, sind endlich in diesem Heft zu lesen.

Uns war von Anfang an klar, dass allein die Musikszene im Revier, die vielen Bands, Chöre, Protestsänger, Musikhäuser, Orchester und Schulen nicht in einen *AMOS* passen, nicht von uns repräsentativ erfasst werden können. Wir haben uns beschränkt auf eine subjektive Auswahl, auf Fadenenden, derer wir habhaft werden konnten, um sie ein bisschen auszuspinnen und Lust auf vieles mehr zu befördern, was im Revier vorhanden ist. Lust auch auf „Selbermachen“. Musik und gemeinsames Singen wie beim Abschied von Manfred Walz war uns ein weiterer Hinweis, wie wichtig diese gesellschaftliche Kulturleistung ist. Auch und vor allem für Menschen mit Einschränkungen. Und wie wichtig sie ist für diejenigen, die aus ihren Heimatländern hier versuchen zu bleiben und ihre Musik mitbringen.

Das Thema unseres nächsten Heftes war noch Manfred Walz' Plan, (wieder) über Städte und Wohnen und Menschen darin zu schreiben. Wir wollen auch ohne ihn da weitermachen.

Herzlich
AMOS

Beilagenhinweis

Der ABO-Auflage liegt bei:

- Einladungsflyer zum 18. Abrahamsfest 2019 in Marl
- Informationsstelle Militarisierung e.V. Mitgliederkampagne 2019: Antimilitarismus braucht Analyse - IMI braucht Euch!

AMOS

Nachruf auf Manfred Walz

Manfred hat seit 1983 alle Titelbilder für **AMOS** gezeichnet, sie sind über die Jahre das Gesicht von **AMOS** geworden. 36 Jahre hat er intensiv als ein immer unabhängiger Zeitgenosse im **AMOS** gewirkt. So wollte er z.B. im Impressum immer unter der Rubrik „Titelbild“ genannt werden – anstelle in Herausgabe & Redaktion. Dabei fanden während der letzten 10 Jahre alle Redaktionstreffen bei ihm statt, er war sozusagen Gastgeber (mit Leckerei auf dem Tisch) und eine Art hintergründiger „Spiritus Rector“, indem er Gespräche zusammenfasste, Inhalte von Heften mit einigen Handbewegungen untermalte und weitere Personen zur Mitarbeit lud. Die Jahresversammlungen fanden ebenso bei ihm, im Mehrgenerationenhaus „buntStift“ in Bochum-Langendreer statt.

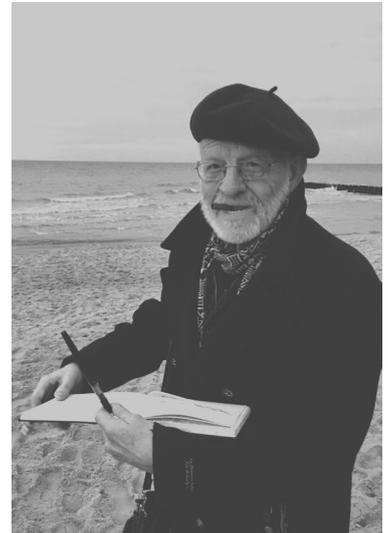


Dieses Mehrgenerationenhaus „buntStift“ ist eine weitere Frucht seines unermüdlichen Wirkens, weil er von Genossenschaften auch im Wohnen überzeugt war als gesellschaftlicher Alternative. Er hat auch im **AMOS** geschrieben, dass er das Privateigentum am Grund und Boden als falsch verwarf und für das geplante **AMOS**-Heft 4|2019 hatte er bereits einiges in seinem Planungsköcher. – Ihn erfreuten im Wohnort „buntStift“ in Bochum-Langendreer besonders die vielen Kinder, mit denen er an Wochenenden Baumhäuser baute, Gemüsebeete bepflanzte und erntete. Kinder waren für ihn Lebenselixier, bis hin zur eigenen Enkelin Liv.

Im **AMOS** hat Manfred vor vielen Jahren die Kolumne „Menschenorte“ initiiert und bis zum letzten Heft im Team mit anderen über besondere Menschen im Ruhrgebiet geschrieben. Diese Serie wurde vom Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V. im 6. Geschichtswettbewerb 2013/2014 ausgezeichnet; die Auszeichnung galt Manfred Walz und als ein überzeugter Teamplayer feierte er diesen Preis als

eine Auszeichnung für **AMOS**.

Die Titelbilder – darauf legte Manfred immer wert – sind keine Illustration, kein schmückendes Beiwerk sondern sind eigenständige zeitkritische Beiträge, im Medium der grafischen Kunst und seiner Sicht auf sein Thema. Anfangs fragte er gerne nach dem „Schlüsselartikel“ eines Heftes und ließ sich dann inspirieren zu seinem Titelbild. Im letzten Jahrzehnt war er – als Gastgeber der Redaktionsabende – mit seinem querformatigen Skizzenblock und seinem schwarzen Zeichenstift immer anwesend, er skizzierte grafisch Diskussionsverläufe und griff schon mal strukturierend ein. Es blieb oft bis zum Redaktionsschluss bzw. Druckfreigabe sein Geheimnis, was er ins Titelbild brachte.



Diese Titelbilder haben – mit seiner Handschrift und in den Farben Rot, Weiß, Schwarz – seit 1983 bis heute eine vortreffliche Prägnanz, sie sind immer kritisch und zukunftsweisend. Voller Zorn und überraschenden Assoziationen. Sie sind die großen Themen auch heute. Sie prangern die



gegenwärtigen Verhältnisse als unerträglich an und machen Lust auf eine andere, alternative Welt. Wir erinnern hier an die ersten Titelbilder von 1983 – 1985: **AMOS** Nr. 4|1983 + 1|1984: „Verchipsen – Verstrahlen – Verhungern“ (wer denkt da nicht an Industrie.4.0/Künstliche Intelligenz/Digitalisierung?). Nr. 2|1984: Rio Tinto (wer denkt da nicht an die Kritik am Wirtschaftssystem der Ausbeutung der Bodenschätze im Süden des Planeten Erde, in der „Imperialen Lebensweise“ (U.Brandt/M.Wissen)? In Nr. 3|1984 „Die Reichen – Rüstung – Dritte Welt“ (wer denkt da nicht an die Welt in Flammen derzeit?). Nr. 4|1984/1|1985: Arbeitsloser in einem tödlichen Strudel mit Großbanken im Antriebszentrum (heute: der Skandal des Finanzkapitalismus...). Nr. 3|1985 Energie-Mafia (heute: die Blockierer der „Energiewende“) usw.

Wir planen am 22. Januar 2020 in Bochum eine Ausstellung all seiner **AMOS**-Titelbilder und weiterer seiner Werke. Es wird dort aufheiternd zugehen – im Sinne von Manfred, der an dem Tag 80 Jahre alt geworden wäre.

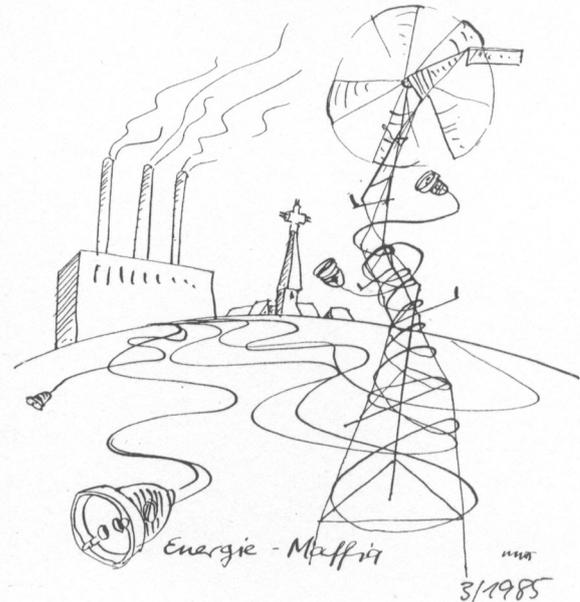
Zu den Früchten, die Manfred Walz ihr Leben verdanken, gehören außer **AMOS** sowie dem Wohnort „buntStift“ auch Veröffentlichungen zu Hans Scharoun (z.B. das von ihm als erstem Herausgeber entscheidend geprägte Buch „Hans Scharoun im Ruhrgebiet – Planen und Bauen für das Leben“, Berlin Story Verlag 2018, 2. Auflage). Sein Wirken wird in diesen Tagen auch erkennbar an den zahlreichen Äußerungen von Menschen, die ihm dankbar sind und traurig über seinen Tod.



4/1 - 1984/85

Manfred Walz wurde am 22.1.1940 in Berlin geboren, gerne erzählte er von seinen Schul- und Internat-Jahren auf der Insel Scharfenberg im Tegeler See in Berlin, er besuchte diese reformpädagogische Schule mit ganzheitlicher und stark handwerklicher Ausrichtung. Nach seinem Studium der Architektur und Stadtplanung an der TU Berlin, wo er und andere als „68er“ das „selbstorganisierte Lern- und Lehrformat“ entwickelten, wo er Hans Scharoun erlebte und selber als frisch gekürter Architekt und Planer wirkte, kam er vor

mehr als 45 Jahren ins Ruhrgebiet, erlebte und forschte (mit Ingrid Krau) in Oberhausen-Duisburg in Stahlbetrieben zu Klassenlage, Arbeits- und Wohnbedingungen und politischem Bewusstsein. Nach erfolgreicher Bewerbung für eine Professur an der TU Braunschweig verhinderten Staat und Verfassungsschutz in Niedersachsen mit lügnerischer Manipulation seinen Dienstantritt. So blieb er uns im Ruhrgebiet erhalten



und wurde an der FH Dortmund ein aktiver und geschätzter Hochschullehrer, der Studierende in aktuelle Planungsprozesse einbeziehen half und einen Masterstudiengang mit mehreren Unis und Hochschulen in NRW mit entwickelte. Die Nachrufe, die uns jetzt erreichen, sind anrührend und z.T. im Internet nachlesbar (z.B. www.amos-zeitschrift.de). Als er im ersten Quartal 2018 mit der Diagnose Pankreaskrebs konfrontiert und im Mai 2018 operiert wurde, behielt er seine Nerven, behielt sich selber strikt vor, wem er was von der Krankheit mitteilte. Selbstbestimmt, wie er war, und taub gegen Mitleid als Wehleidigkeit. Er fuhr schon mal aus dem Krankenhaus im Taxi zum Bahnhof Bochum, um wieder unter normalen Menschen zu sein, kehrte mit einem Arm voller Zeitungen und Bücher zum Krankenbett zurück. Zum Jahreswechsel 2018/19 bestand Hoffnung, er habe das Schlimmste überwunden, bis die Krebsbehandlung intensiviert werden musste. Noch in der Intensivstation, neben dem schnurrenden Dialysereinigungsapparat am Bett sprach er in seinen letzten Lebenswochen von Vorhaben und Projekten auch wie **AMOS** – druckreif redend mit müden Augen. Gelegentlich bemerkte er schon mal, „Leben sei doch etwas Endliches“.

Manfred kam im April 2003 von einer Reise nach Sardinien begeistert zurück, dort hatte er ein politisches Graffiti gesehen und fotografiert: Bauern und Schäfer des kleinen Bergdorfes Orgosolo hatten auf die Stützmauern am Ortseingang „murale Wandbilder gemalt – mit der Parole: „Sie sagen, gegen die Globalisierung sein, hieße, gegen das Gesetz der Schwerkraft sein. Also sage ich: Nieder mit dem Gesetz der Schwerkraft. (Marcos) – Eine andere Welt ist möglich“. Das wurde auf sein Betreiben die erste Jahresgabe zu Weihnachten 2004, die **AMOS** seither jährlich zum Jahreswechsel hat. Eine andere Welt ist möglich, ist nötig erst recht 20 Jahre danach. Dankbar, widerborstig, mit Hoffnungen wollen wir es weiterhin angehen.

Peter Strege

Manfred-Menschenort oder die Musik des Lebens

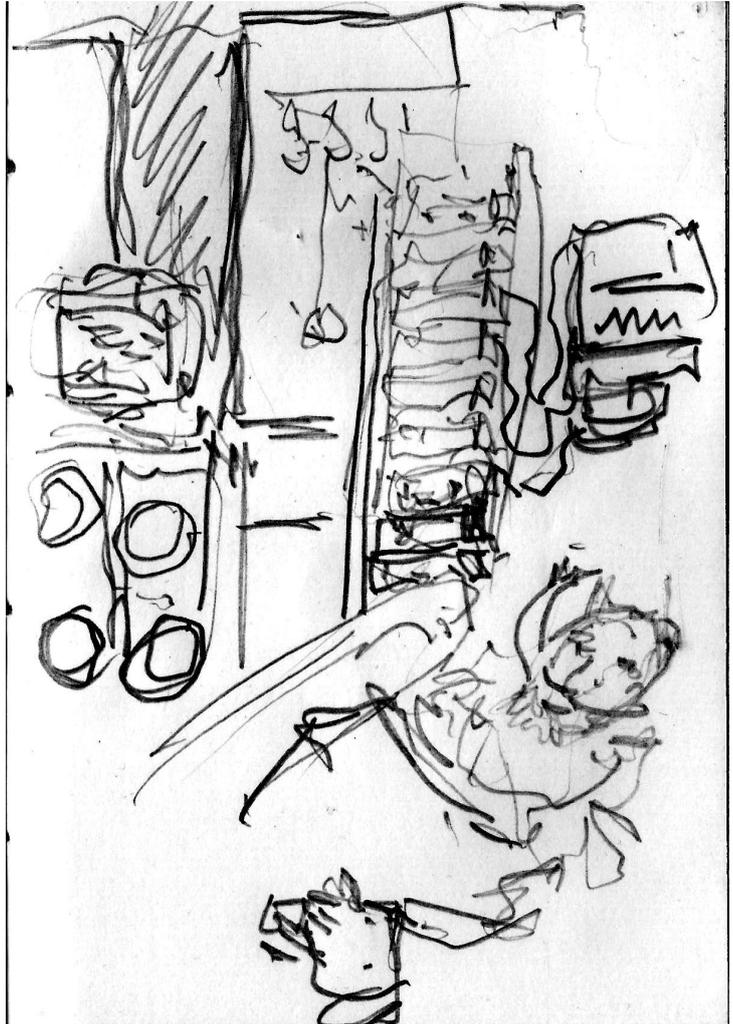
Intensivstation, außergesteuertes Leben. Der „Gesang“ der Apparate, die Flüstereien der Überwachungsma- schinen, Kulisse und Lebensort in einem. Manfred, der über 40 Jahre „AMOS-Gesichtsmacher“ ist, in dem, wie er die ruhrgebietspezifischen Heftinhalte aufs Deckblatt bringt, der wird nun von Menschen umsorgt und von Ma- schinen im Leben unterstützt. Den stets ums Selbst und autonome Dasein ringende Zweifelskämpfer ist ein- und somit ausgeliefert. Kein ihm behaglicher Zustand und doch großes Orchester, um genau den im „Graben“ zu behalten, damit seine Stimme im Chor der notwendigen Aufrechten nicht untergeht. Widerständig, wenn auch mit schwacher Behauptung, umso intensiver im fordernden Tremolo einer von nichts Ablenkendem getrübt Ein- sicht, ordert er lebensmutig Crescendi, damit des Lebens Freudenschreie auch ja nicht überhört würden, oder vom aufs Pragmatische Übermuten der plärrenden Geldge- schäfte übertönt würden.

Es klingelt die leicht grinsende, mit einigen Furchen durchgerbte Stirn, als würde sie uns Flötentöne beibrin- gen wollen. Was sie auch soll, denn gerade seine aufs Strukturelle bedachte, jeden Diskutanten schnell verun- sichernde Fragerei, will niemand aus der Ruhe, jeden um die Distanz bringen und letzten Endes uns alle aus den Reserven locken und zum Musizieren und Mitspielen an der Front des zu lebenden Lebens ermuntern.

Kanon, so glaube ich, mag er nicht; ist zu sehr nach Kolonne und Aufmarsch gestrickt. Da lockt schon eher das etwas anarchistisch tönende Geplausch der selten ge- wordenen Fabriken, die im Abschiednehmen von schachtkrö- nenden Fördergerüsten sich ans Gewisper der digitalen Ge- räuschkulisse erst gewöhnen müssen. Im Revier der längsten täglichen Staus und metropoliger Dörflichkeit, wo auf Ehe- maligem Wissenswertes in modernen Hochschullandschaften vermittelt wird, da wo Neues nach passenden Bildern und Klischees sucht, wo stiller Winkel Büdchenherrlichkeit mit den Ansprüchen einer kühlen Moderne rappend und slam- mend streitet, wo kauderwelscher Singsang ein melodisches Deutschsprech täglich neu gebiert, da erteilt dir dein Gesund- heitszeigefinger momentan die Fermate, um vorab auszuru- hen und Kräfte zu sammeln für die Partitur eines immer kru- der werdenden Jetzt.

Maschinenabhängig hin oder her, alles, was dient und dir das Zuhören, von mir aus auch missliebiger Töne, erlaubt, al- les, was dir in Zuversicht auf Morgen ein sicheres Urteil übers Heute ermöglicht; es ist Musik in meinen Ohren, auch wenn ich solche noch nie so und auch nicht als schön empfunden habe.

Knappschaftskrankenhaus und Universitätsklinik in ei- nem, da rattern vorurteilsbehaftete Hörgewohnheiten durch unbekannte Fahrstuhlschächte und reklamieren ein da capo in fremdem modischen Gewand.



Du, wir alle hören viele Dinge mit unseren alten Ohren neu. Was für ein Glück aber auch!

P.S.: Dieser „Menschenort“ – Manfreds „Erfindung“ – soll- te ihn ermutigend ins Genesen bringen. Zeichnung zeigen und Text vorlesen war klar. Hat ihm auf Anhieb gefallen und zum Lachen ge- bracht. Mich hat's angerührt, als er fragte: „Und wer schreibt den über Dich?“

Bei der Abschiedszusammenkunft im Garten des „buntStift“- Gemein- schaftshauses am 26. Juli habe ich einen Spruch für Manfred beigetragen:

DANK DENEN
DIE GEBAUT DEN BOGEN
DASS DICH DAS GEWAESSER
NICHT VERSCHLINGE
FEHLT DIE BRUECKE
DER WILDEN WOGEN
FASSE MUT UND SCHWIMME
ODER SPRINGE

RICARDA HUCH

(gesehen an der Saale-Brücke in Jena)

Manfred hat uns und anderen so viele Brücken gebaut, nun müssen wir ohne ihn schwimmen oder springen.

Rolf Euler

Hermann Schulz

Biblische Bauernmalerei aus Nicaragua

Achtundvierzig Ölgemälde kehren nach Zentralamerika zurück

Im Mai 2018 wurden die Bilder zu Themen der Bibel im Katholischen Stadthaus in Elberfeld gezeigt, dann regte sich starkes Interesse in Hannover und es kam im April 2019 erneut eine Ausstellung zu Stande.

Seit den 90er Jahren waren die 48 Ölgemälde (Neues Testament und Kreuzweg) in meinem Keller gelagert. Ich verwaltete seit dieser Zeit die Nebenrechte und beantwortete Anfragen aus aller Welt. Denn ein Buch mit den Bildern ist in mehreren Sprachen erschienen.

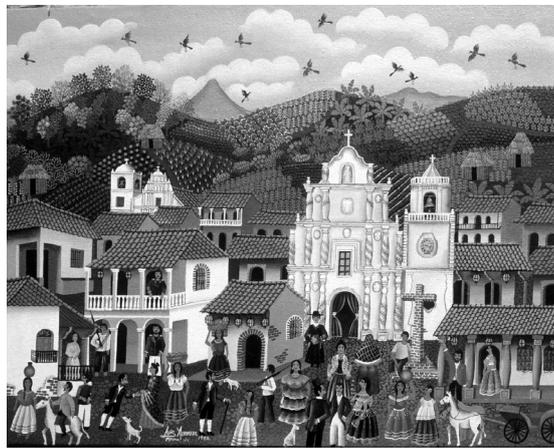
Bei der Ausstellung in Hannover, die von dem früheren Bürgermeister von Bremen, Henning Scherf, eröffnet wurde, stellte sich die Frage nach dem endgültigen Verbleib der Bilder.

Ich hatte mit Ernesto Cardenal, ehemaliger Kulturminister Nicaraguas und früherer Priester der Gemeinde auf den Solentiname-Inseln, vereinbart, dass die Bilder eines Tages nach Nicaragua zurückkehren sollten.

Cardenal hatte in den 80er Jahren unseren Vorschlag, an dem auch Pastor Uwe Seidel aus Köln beteiligt war, aufgegriffen, die Bauern seiner Inseln zu bewegen, naive Malerinnen und Maler, das Neue Testament zu illustrieren; ein weltweit einmaliges Unternehmen.

Noch in den 80er Jahren wurden die Bilder an vielen Orten in Deutschland und in mehreren Ländern Europas gezeigt – und kehrten immer wieder nach Wuppertal zurück. Eines der schönsten Bilder, die Abendmahls-Szene, wurde leider bei der Ausstellung in Krefeld gestohlen und wird auf unseren Wunsch hin von der Künstlerin Milagros Chavarría neu gemalt werden.

Der Ministerpräsident von Niedersachsen Stephan Weil war sogleich bereit, die Schirmherrschaft für die Rückführung zu übernehmen, ebenso die deutsche Botschafterin in Managua Ute König und das Goethe-Institut in Mexico. Wegen einer weiteren Schirmherrschaft werden Gespräche mit dem Papst in Rom geführt, der



selbst aus Lateinamerika stammt.

Im Frühjahr 2020 soll es soweit sein. Bis dahin werden ein pädagogisches Konzept und begleitende Materialien mehrsprachig erarbeitet (Kuratorin Dr. Dorle Meyer aus München) und ein vorläufiger Standort in Nicaragua ausgewählt.

Vor 30 Jahren hatte der Schauspieler Dietmar Schönherr in Granada am Großen See von Nicaragua das Kulturzentrum ‚Casa de los tres mundos‘ gegründet, ein idealer Ort für die Ausstellung, bis auf den Solentiname-Inseln ein Museum entstehen kann.

Ein Team der Bergischen Universität Wuppertal, Studentinnen, Studenten und Dozenten, arbeiten an einem pädagogisch-historisch-theologischen Arbeitsbuch, das alle Bilder zeigen wird und vermutlich 2020 erscheinen wird.

Vorbereitung, Transport der Bilder und Versicherung, pädagogische Begleitung und Materialien kosten Geld.

Deshalb hatte ich einen Antrag an die Stadtparkasse Wuppertal gerichtet; die Hälfte der beantragten Summe von 12.000 €, also 6.000 €, wurde genehmigt. Es ist immerhin eine Anschubs-Finanzierung!

Wenn jemand aus dem Kreis der AMOS-Freundinnen und Freunde das Projekt unterstützen kann, möge er folgende Kontonummer benutzen:

Peter Hammer Verein für Literatur und Dialog e.V. Bank für Kirche und Diakonie. IBAN: DE47 3506 0190 1013 1300 15 | BIC: GENO-DED1DKD

Stichwort: „Verwendung Solentiname“. Spendenquittung ist möglich.

Falls jemand den Wunsch hat, den Entwurf für das pädagogische Konzept zu lesen, bitte eine Mail an: schulz-hermann@t-online.de

Hermann Schulz, ehemaliger Verlagsleiter; lebt als Autor in Wuppertal und schreibt seit mehr als 20 Jahren regelmäßig für AMOS.

Wolfgang Belitz

Utopische Erinnerungen

Ein Bekannter beklagte kürzlich im Gespräch die Situation und Gefühlslage derer, die sich in diesem Land und darüber hinaus für Soziale Gerechtigkeit und gründliche Reformen zur Verringerung der Sozialen Ungleichheit einsetzen. Es werde immer schwerer, das tägliche Ohnmachts- und Frustrationstraining auszuhalten oder gar zu bewältigen, welches die mediale Berichterstattung über das politische, wirtschaftliche und soziale Geschehen einem abnötige.

In den Zeiten nationalistischer Maßlosigkeit, antikapitalistischer Machtlosigkeit, sozialer Sprachlosigkeit, konservativer Konfusion und vulgären Affentheaters der Nichtigkeiten erinnere ich mich gerne an zwei Bereiche, die mein berufliches Leben als Sozialethiker positiv beeinflusst und geprägt haben.

Schon im Jahre 2002 hat unser kleines „Sozialethisches Autorenkollektiv KDA 123“ ein Buch veröffentlicht mit dem Titel „Zukunft der Arbeit in einem neuen Gesellschaftsvertrag“. Darin wird ein gründliches Reformprogramm zur Verteilungsfrage und Zukunft der Arbeit beschrieben, das zu ansehnlicher Arbeit und ausreichendem Einkommen für alle Menschen führen kann. Da der Zeitgeist seit zwei Generationen in eine andere Richtung weht, wurde darüber viel diskutiert, aber nichts realisiert. Da andererseits aber auch nichts davon korrigiert werden musste, bleibt das Programm bis heute eine utopische Erinnerung, die mir gut gefällt.

Der zweite Bereich ist der schönste und wichtigste Bereich meines Berufslebens. Im Herbst des Jahres 1983 hat mich der Siegerländer Unternehmer Klaus Hoppmann in den Vorstand seiner Stiftung „Demokratie im Alltag“ berufen. Dahinter verbirgt sich ein, wie ich es nenne, „Sozialethisches Gesamtkunstwerk“, das seinesgleichen auf Erden sucht. Hoppmann hatte als junger Mann nach dem frühen Tod des Vaters das väterliche Autohaus übernommen und im Verlaufe von 13 Jahren den Gesamtbetrieb radikal reformiert. Anlässlich des 80. Geburtstags des ungewöhnlichen Unternehmers habe ich sein Lebenswerk an dieser Stelle (*AMOS* 2|2007) kurz skizziert und gewürdigt. Das Reformwerk umfasst eine *Gewinnbeteiligung* aller Mitarbeitenden. Der jährliche Gewinn wird halbiert, die eine Hälfte wird investiert, die andere Hälfte zu gleichen Teilen (sic) an alle Mitarbeitenden verteilt. Dazu kommt eine radikale Demokratisierung durch eine *dreifache Mitbestimmung*: Paritätische Mitbestimmung in der Unternehmensleitung, klassische Mitbestimmung nach dem Betriebsverfassungsgesetz, einmalige Mitbestimmung am Arbeitsplatz durch ein flächendeckendes System von Arbeitsteams und TeamsprecherInnen für alle Fragen, die den Arbeitsprozess vor Ort betreffen. Der krönende Schlussstein des Gesamtkunstwerks war die Gründung der *Stiftung* im Jahre 1974. Hoppmann gründete die Stiftung, um die Reform zu vollenden durch die Veränderung des Besitzes an den Produktionsmitteln. Er übertrug seinen gesamten Firmenbesitz der Stiftung als Stiftungsvermögen. Die Stiftung ist eine rein soziale Stiftung, deren Zweck die Förderung sozial benachteiligter Kinder und Jugendlicher ist.

Im Oktober 1983 bin ich in den Stiftungsvorstand berufen worden und habe ihm dann 32 Jahre lang angehört bis zu mei-

nem satzungsgemäßen Ausscheiden mit 75 Jahren im Jahre 2015. Von 1998 bis zum Ausscheiden 2015 war ich 17 Jahre lang Vorstandsvorsitzender. Über diesen Bereich meines Berufslebens bin ich besonders glücklich und auch ein wenig stolz darauf. Fast alle meine sozialethischen Vorstellungen von humaner Arbeit und gerechtem Wirtschaften konnten im Hoppmann-Modell verwirklicht werden, und ich konnte dabei mitwirken. Ein anderer Kapitalismus ist möglich: ohne Privateigentum an Produktionsmitteln, mit demokratisch geführten Betrieben, mit Beteiligung der ArbeitnehmerInnen am Ertrag der Unternehmen, mit direkten sozialen Investitionen eines Teiles der Gewinne in die Förderung Benachteiligter. Diese Erfahrung kann mir niemand mehr nehmen.

Als ich in die Stiftung eintrat, bestand das Unternehmen aus dem Hauptbetrieb und zwei Zweigstellen, als ich die Stiftung verließ, hatte das Unternehmen einen Hauptbetrieb und 10 Zweigbetriebe. Damit soll auch gesagt werden, dass das Hoppmann-Modell auch ökonomisch erfolgreich ist und in schweren Zeiten bestehen kann.

Stiftungen sind entweder Förderstiftungen oder operative Stiftungen. Die Hoppmann Stiftung ist beides, aber über einen langen Zeitraum hinweg war sie vor allem eine Förderstiftung für ihre Zielgruppe. Sie erhält für ihre Fördertätigkeit jährlich einen Anteil des Gewinns in Höhe von mindestens 1% des Eigenkapitals. Das waren im Verlauf der letzten 10 Jahre mehr als 1,5 Mio. Euro. Förderanträge können von Organisationen aus dem Zielgruppenbereich gestellt werden. Die zahlreichen bewilligten Anträge habe ich vor einiger Zeit einmal in 6 Förderbereiche versucht einzuteilen: 1. Migrantenkinder und jugendliche Migranten, 2. Kinder und Jugendliche in Förderschulen, 3. Mädchen und junge Frauen in besonderen Lebenslagen, 4. Kinder und Jugendliche als Kriegs- und Gewaltopfer, 5. Kinder und Jugendliche in Projekten freier Initiativen, 6. Kinder und Jugendliche in Afrika und anderen Entwicklungsregionen.

2006 habe ich dem Vorstand eine tiefgreifende Veränderung seiner Arbeit vorgeschlagen: den Übergang von der Förderstiftung zu einer operativen Stiftung, die ein eigenes Großprojekt aufbaut und betreibt. Der damit eingeschlagene Weg nahm einen wundersamen Verlauf, weil wir von allen Seiten positive Reaktionen und größtmögliche Unterstützung erfuhren. So entsteht nun seit mehr als 10 Jahren auf dem 6 ha großen Gelände eines ehemaligen Schießübungsplatzes der Wehrmacht das „Erfahrungsfeld SCHÖNUNDGUT Fischbacherberg“ für arbeitslose Jugendliche in unserem Heimatort Siegen (www.erfahrungsfeld-schoen-und-gut).

Das Großprojekt ist mitten im grauen Staub der Wirklichkeit der Versuch eines kleinen Zeichens in Richtung einer anderen Welt.

Beide geschilderten Bereiche meines beruflichen Lebens, so meine ich, haben es möglich gemacht, das tägliche Ohnmachts- und Frustrationstraining auszuhalten oder zu beenden.

Wolfgang Belitz, Mitherausgeber und seit 1998 ständiger Kolumnist des AMOS, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna

Robina Cronauer

Wo die Welt nichts zu suchen hat.

Sie kann ganz schön viel, diese Musik. Sie erzählt Geschichten und ist Teil unserer Erinnerung. Sie prägt den Geschmack. Sie kann als Sinnbild unserer Gesellschaft stehen. Sie mobilisiert, ist politisch. Sie ist ein Geschäft. Und auch ein Streitfaktor. Menschen können in glühende Diskussionen entbrennen, wenn es um die Musik geht. Ein jeder möchte im Streit recht darüber behalten, was er für besonders wertvoll, gelungen und kunstvoll hält. Ein Kreislauf der Auf- und Abwertung entsteht und macht Musik zu einem Faktor der zwischen Dazugehören und Ausgrenzung entscheiden kann. Musik wird zum Bewertungskriterium. Sie kann deutlich wie ein Tattoo Annahmen darüber erzeugen, wer du bist, welchen Stand du hast. Stehst du oben oder unten? Links oder rechts? Du bist ein Barbie Girl und kein Wikinger, trinkst lieber Wein statt Bier. Auf dem Schulhof bist du nicht mein Freund. Ganz schön kompliziert.

Musik kann in meinem Leben kein Streit- und Diskussionsobjekt sein. Streit setzt ja irgendwie einen Gegensatz der Meinungen voraus und zwar in der Art, dass diese Meinungen so wichtig sind, dass man darüber unbedingt streiten muss.

Für mich ist Musik mein persönlicher Palast. Er besteht aus völlig subjektiv zusammengewürfelten Elementen und

die Wände geben einen biographischen Soundtrack wieder, der sich mit meinem Puls synchronisiert und den nur ich verstehen kann. Ich kann meinen Palast überall, zu jeder Zeit und für jedes Bedürfnis aufsuchen. Will ich ein High verspüren, ist die Musik dort meine Droge. Hat das Leben grade wenig Schönes zu bieten, finde ich dort ewige Schönheit und Freude. Wenn mir die Worte fehlen, wenn Emotionen verwirren, treffe ich dort meine Therapeutin. Mein Palast ist wie eine leere Disko, in der nur ich bestimme was gespielt wird, völlig unabhängig von der aktuellen Mode, von fremden Geschmäckern, von der Bewertung durch andere. Ein Ort der Freiheit, des Für-mich-Seins, der Geheimnisse.

Deshalb rege ich mich nicht auf, wenn Menschen die Musik missbrauchen. Um ihren Status zu demonstrieren, oder sich einer Gruppe zugehörig zu fühlen. Wenn sie diskutieren, um am Ende Recht zu behalten.

Ich nehme von allem etwas – wenn es mir gefällt – in meinen Palast, setze meine Kopfhörer auf und lasse den Ballast der Welt einfach draußen.

Robina Cronauer lebt und arbeitet im Ruhrgebiet.

.....

Werner Schröder

Kirchenmusik – eine persönliche Sicht

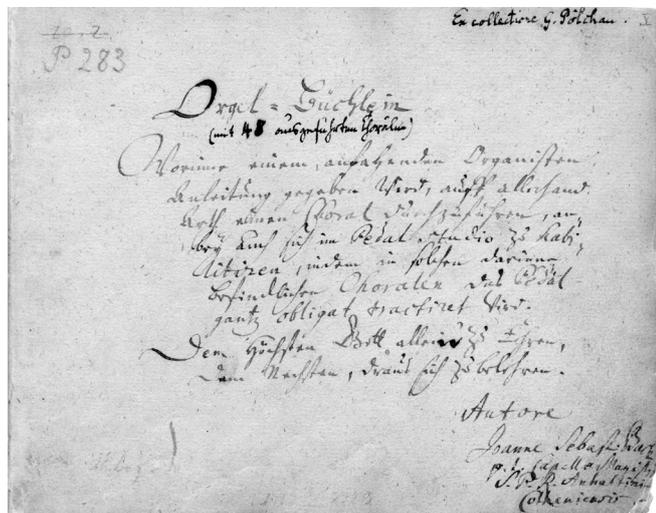
Auf die Frage, was mich zur Musik und Kirchenmusik gebracht hat, erzähle ich gerne: Mit Begeisterung für Orgelspiel bin ich seit meinen frühen Kinderjahren groß geworden, in meiner Gemeinde Bad Salzig. Als Messdiener in zahlreichen Gottesdiensten im Einsatz, mehr als nur Sonntag für Sonntag. Immer wenn unser Organist auf der Orgel Johann Sebastian Bachs „Toccat und Fuge“ spielte, war ich fasziniert und beschloss: „So wie der wollte ich auch die Orgel spielen können!“ Für mich war meine Pfarrkirche ein Ort der so eindrücklichen Orgel-Musik. Ich verließ das Gymnasium nach der Mittleren Reife und kam auf das Peter Cornelius Konservatorium in Mainz mit sehr guten Lehrern; Lehrer ohne Arroganz, ohne Eitelkeit und ohne künstlerisches Gehabe. Dann bestand ich die Aufnahmeprüfung für ein Studium an der Universität Mainz im Fachbereich „Katholische Kirchenmusik“, mit dem üblichen Fächerkanon. Auch das war gut für meine Entwicklung.

Mein Evangelium ist das „Orgelbüchlein“ von Johann Sebastian Bach. Ich lebe damit tagein-tagaus. Es ist mein Brevier. Ich besitze dieses mein Bach'sches Orgelevangelium als Faksimile, also sehe ich seine Handschrift, auch leere Seiten,

wo Bach nicht dazu kam, in der von ihm für einen bestimmten Sonntag eingerichteten Seite etwas zu komponieren. Damals in der Zeit ohne Computer und ohne Kopierer war jedes Blatt, jedes Buch etwas Einzigartiges. Es zeigt, wie Bach auf der Grundlage der damals geläufigen Chormelodien mehrstimmig, kunstvoll kontrapunktisch komponiert hat. Wenn ich in dieses Buch schaue, höre ich bereits in mir die Bach'schen Klänge, erlebe ich solche Musik. Und wenn ich an der Orgel dieses „Orgelbüchlein“ aufschlage, bin ich vollkommen fasziniert. Mich erhebt dieser Klang. Wenn da als Thema steht: „Christ ist erstanden“ oder „Erschienen ist der herrlich Tag“, dann komme ich in Gang und mich ergreift die Spielfreude an der Orgel. Solches gilt auch für die großen Werke von Bach, insbesondere auch für seine Oratorien. Da stimmt alles – wie bei guter Architektur, in der ich mich bewegen kann. Bach als ein Mensch seiner Zeit mit Widersprüchen, in Widrigkeiten, in Tageskämpfen – das ganze Leben lang, mit Zweifeln und Fragen nach dem Sinn von allem. Und dabei diese fundamentale großartige Musik, aus einer gehofften und geglaubten Fülle, als wäre der Himmel offen. Dieses Orgelevangelium hält mich aufrecht, nicht tausendundeine Predigt. – Ich lese im Buch von Kurt Flasch, dem Bochumer Theologen, mit

dem Titel „Warum ich kein Christ bin“ (Verlag C.H. Beck 2013). Die Musik von Bach trägt mich. – Ähnlich geht es mir bei Wolfgang Amadeus Mozart.

Dass es solche Menschen einmal gegeben hat! Sie sind Geschenke an die Menschheit.



Ich bin seit 1986 Kirchenmusiker in der (katholischen) Marler Pfarrei Heilige Edith Stein, in der Pfarrgemeinde St. Georg in Marl-AltMarl. Seit 1986 ist eine lange Zeit. Ich spiele die Orgel, leite Chöre und organisiere Konzerte in Kooperation mit dem Kulturamt der Stadt Marl. Nächstes Jahr gehe ich in den Ruhestand. Die Stelle wird wieder besetzt und dabei höher dotiert. Seit 1997 verfügt die Pfarrkirche St. Georg über eine neue Orgel, die Metzlerorgel, 34 Register verteilt auf 3 Manuale und Pedal (Orgelbau Andreas Metzler, Schweiz), dafür habe auch ich mich sehr eingesetzt. Wenn ich alles bedenke, ist meine Arbeit letztendlich auf Wertschätzung gestoßen! Denn es geht nach mir weiter. In der gotisch anmutenden St. Georgskirche spiele ich an der Orgel, mit dem Rücken zur Gemeinde und gegenüber vom Altar – diesen und die Gemeinde im Rückspiegel an der Orgel. In der Sakristei sagt mein derzeitiger, musisch-sensibler Pfarrer Heiner Innig (übrigens ist er auch Dechant) vor dem Herausgehen zum Gottesdienst humorvoll mit freundlichem Gesicht: „Nun wollen wir beide unser Bestes geben“, früher sagte mal ein Pfarrer: „Aber spielen Sie kurz!“

Ohne einen künstlerisch sensiblen, verständnisvollen Pastor geht nichts. Beide auf gleicher Augenhöhe, auch wenn ich hinten oben sitze und er vorne unten. Ich habe mehrere Vorteile: es ist gut, immer irgendwie „draußen vor“ zu sein, durchaus auch etwas einsam – und gelegentlich musikalisch richtig „laut“ an der Orgel. Es trainiert, auch hinter die Kulissen zu schauen und nicht nur vor diese. Dieser Blick entspricht der Musik wie ich sie sehe. Gute Kunst, Musik, Kirchenmusik macht einsam – und kritisch, eigenständig, sperrig, unabhängig auch im Leben insgesamt, sie verschafft Blicke hinter die Kulissen, hinter den schönen auch frommen Schein. Ein dritter Vorteil: Der ständige Umgang mit musikalisch aufregender, erhebender Musik macht mit mir etwas, macht mich anspruchsvoll und distanziert gegenüber Hypes, Zeitgeist und Hierarchien. Kirche ist ein eigener Ort und als solcher etwas Besonderes. Dafür steht die Musik, wie ich sie spiele. Kein „Event“. Nichts aus der Konserve. Nichts Lächerliches, kei-

ne Kirmes (so schön Kirmes auf dem Kirmesplatz ist). Diese Musik ist gesungenes Wort Gottes, Gesang ist Gebet. Musik ist Spüren von etwas Himmlischen, vermittelt von Bach, Mozart, Bruckner, Mendelsohn-Bartholdy, Messiaen u.a. – Auch Gospel und Popmusik habe ich im Blick; die Frage ist, aus welcher Haltung alles kommt.

Ich bin davon überzeugt, Musik/Kirchenmusik setzt sich auch künftig durch und hat Zukunft. Und sog. „Kleine Formate“ wie Liedersingen, neue und überlieferte Lieder aus Gesangbüchern u.a. bleiben aktuell und sprechen an. Auch bei kleineren und älter werdenden Gemeinden. Es braucht Kooperation mit anderen, auch über Grenzen hinweg, Unterstützung durch Verantwortliche in der Kirchengemeinde, auch Geld für Noten, Honorare, Instrumente, Räumlichkeiten, denn Qualität hat ihren Preis. Nichts fällt einfach so vom Himmel. – Pfarrer müssen musikalisch sensibel sein und bleiben. Sie tun gut daran, kirchenmusikalische Profis als gleichwertige Profis wert zu schätzen. Die heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (Ganztagsschule, eine „Ich-habe-keine-Zeit“-Existenz im Arbeitsstress und bei Zerstreung aller Art) sind auch für Musik und Kirchenmusik schwierig. Meine musikalische Mutter erzählte von 3 – 4 Probeabenden pro Woche vor Aufführungen von großen musikalischen Werken in ihrem damaligen Dorf in Süd-Mähren, wo es viel Arbeit, Kirche und sonst nichts gab.

Musik hat Bestand, auch geistliche Musik ist eine Lebensschule für Menschen. Musik geht in die Ohren und weiter ins Gehirn und ist in seelischen Tiefenschichten verankert und wirksam, Musik mit ihren Schall-Schwingungen setzt den ganzen Menschen unter Strom. Musik wirkt anders als das Wort, als die Rede und als die Tat. – Schließen möchte ich mit einigen Zeilen aus dem Gedicht „Orgelspiel“ von Hermann Hesse (aus: Die Gedichte – Band 2, S. 647 ff, Suhrkamp Verlag):

„...Niemand weiß, ob noch der alte Meister
Drinne spiele, ob die zarten, leisen
Tongeflechte, die im Raume kreisen,
Nur noch Spuk sind überbliebener Geister,
Nachhall und Gespenst aus anderen Zeiten.
Manchmal aber bleibt ein Mensch beim Dome
Lauschend stehen, öffnet sacht die Pforte,
Horcht entrückt dem fernen Silberströme
Der Musik, vernimmt aus Geistermunde
Heiter-ernster Väterweisheit Worte,
Geht davon mit klangberührten Herzen,
Sucht den Freund auf, gibt ihm flüsternd Kunde
Vom Erlebnis der entrückten Stunde
Dort im Dom beim Duft erloschener Kerzen.
Und so fließt im unterirdisch Dunkeln
Ewig fort der heilige Strom, es funkeln
Aus der Tiefe manchmal seine Töne;
Wer sie hört, spürt ein Geheimnis walten,
sieht es fliehen, wünscht es festzuhalten,
Brennt vor Heimweh. Denn er ahnt das Schöne“

Werner Schröder, geboren 1953, lebt in Marl seit 1986. Kirchenmusiker in der Pfarrei Hl. Edith Stein Pfarrgemeinde St. Georg Marl-Alt Marl. Als Organist, Chorleiter und Verantwortlicher für Konzerte – u.a. in Kooperation mit dem Kulturamt der Stadt Marl.

Ellen Diederich

Musik des Widerstands im Ruhrgebiet

Das Ruhrgebiet ist eine Region, in der seit vielen Jahrzehnten Menschen aus vielen Ländern zusammen leben. Es gab im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts große Einwanderungswellen, vor allem zu Beginn der Zeit der intensiven Kohleförderung und beim Beginn der Verarbeitung von Eisen und Stahl. Große Zechen, Eisen- und Stahlbetriebe wie Krupp und Hoesch entstanden. Das Ruhrgebiet war immer auch eine Region von Auseinandersetzungen um Arbeitsbedingungen, Arbeitszeit, Löhne, um menschenfreundliche Wohnungen. Es entstanden die Arbeitersiedlungen, Häuser in der Nähe der Betriebe, fast immer mit Gärten. Gemüse und Obst wurde zur Selbstversorgung angebaut. In den Hinterhöfen gab es kleine Ställe, in denen Ziegen, Schweine und Hühner gehalten wurden. Durch diese Form der Selbstversorgung konnten aber auch die Löhne niedriger gehalten werden.

In den beiden Weltkriegen war das Ruhrgebiet weitgehend die Waffenschmiede des Deutschen Reiches, hier wurden die großen Kriegsgeräte produziert. Das Ruhrgebiet wurde am Ende des 2. Weltkrieges bis auf die Grundmauern bombardiert und zerstört.



Fasia Jansen und Ellen Diederich
auf dem Friedensmarsch 1982 von Berlin nach Wien

So ist es nicht verwunderlich, dass gerade im Ruhrgebiet die Entscheidung nach dem 2. Weltkrieg: „Von Deutschland soll nie wieder ein Krieg ausgehen“, von der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung getragen wurde. Als in den 60er Jahren in Deutschland die ersten Ostermärsche gegen Atomwaffen und Krieg entstanden, gab es in jedem Jahr einen dreitägigen Friedensmarsch von Duisburg nach Dortmund.

Ostermärsche waren kein Sonntagsspaziergang. Es waren lange Strecken zu laufen, der Hintergrund war die Angst vor neuen Kriegen, vor allem vor Atomwaffen. Lange Wege kann man besser bewältigen, wenn es Lieder gibt. Die alten Lieder waren durch den Faschismus pervertiert, neue mussten her. Die Ostermärsche waren die erste soziale Bewegung nach dem Krieg, in deren Kontext neue Lieder entstanden.

Eine Frau die viele Lieder geschrieben, komponiert und bei Aktionen und Veranstaltungen gesungen hat, war die af-

rodeutsche Sängerin Fasia. Sie hatte eine tiefe Bluesstimme, gewann eine Reihe internationaler Preise, erhielt viele Angebote, ins Schlagergeschäft einzusteigen. Alles das aber interessierte sie nicht, sie war an der Seite der Menschen, die die Gesellschaft verändern wollten, für Grundrechte, bessere Arbeitsbedingungen und Frieden kämpften.

Eines der Lieder, wurde bei zig Veranstaltungen durch Fasia und den Sänger Dieter Süverkrüp bekannt gemacht:

„Unser Marsch ist eine gute Sache
Weil er für eine gute Sache geht.
Wir marschieren nicht aus Hass und nicht aus Rache
Wir erobern kein fremdes Gebiet.
Unsere Hände sind leer
Die Vernunft ist das Gewehr
Und die Leute verstehn unsre Sprache

Marschieren wir gegen den Osten? Nein!
Marschieren wir gegen den Westen? Nein!
Wir marschieren für ne Welt
Die von Waffen nichts mehr hält.
Denn das ist für uns am besten.“

Hannes Stütz

Die Ostermärsche, zu Beginn relativ klein, entwickelten sich, vor allem in den 80er Jahren zu einer Massenbewegung mit zehntausenden TeilnehmerInnen. Bemühungen um Frieden waren der eine Teil der Auseinandersetzungen im Ruhrgebiet, in deren Prozess sich rasant kulturelle Formen entwickelten, in der Literatur, im Theater, vor allem aber auch in der Musik und im Entstehen von Liedern.

Die zweite große Form der Auseinandersetzungen waren die Kämpfe um bessere Arbeitsbedingungen, um die 35-Stunden-Woche, um gleichen Lohn für gleiche Arbeit.

Bis in die siebziger und achtziger Jahre des 20sten Jahrhunderts hielt die Phase der Großproduktionen. Im Kontext der Internationalisierung der Produktionen und Produktionsbedingungen wurde die Kohleförderung hier zu teuer, es war billiger, Kohle aus anderen Teilen der Erde zu importieren, aus solchen Ländern, in denen die Löhne der Arbeiter weit unter den hiesigen Verdiensten lagen. Ähnliches galt für die Stahlproduktion.

Dann kam die heiße Phase gegen die Schließungen von Betrieben, Zechen, Kohle- und Stahlwerke, der Abriss von Arbeitersiedlungen. Diese Siedlungen waren ein wichtiger Bestandteil des Lebens im Ruhrgebiet. Anstelle der Siedlungen wollten Investoren Hochhäuser bauen lassen. Zur Unterstützung der Kämpfe war besonders der „Ruhrgebietsänger“ Frank Baier aktiv:

„Und weil wir sehen, wie der Mensch so lebt, wie „Mensch“
nicht leben will,
Und weil wir sehen wie der Mensch so wohnt, wie er nicht
wohnen will.

Und weil wir sehen, wie Mensch arbeitet, wie „Mensch“ nicht arbeiten will.

Haben wir beschlossen, wir werden Genossen
Für uns selbst bestimmen, was wir woll'n!“

Es begann in Westeuropa die Phase der Schließungen. Die Arbeitskämpfe waren bestimmt durch Streikaktionen, Besetzungen, Menschenketten, Brückenblockaden. Lieder und Kultur waren auch hier ein wichtiger Bestandteil.

Chöre bildeten sich, wie der während des großen Arbeitskamps in Duisburg-Rheinhausen gegen die Schließung des Krupp Werks entstandene und bis heute bestehende Chor unter der Leitung von Annegret Baaken-Steegmann.

„Immer weniger Menschen schaffen hohen Profit,
den streichen die Bosse sich ein.
Immer mehr Menschen werden arbeitslos,
damit muss ein Ende sein!

Unser Wissen, unsere Arbeitskraft
Steckt in jedem Stück Fabrik.
Was die Bosse sich da eingesackt
Wollen wir für uns zurück.

35 Stunden wollen wir, wollen wir, wollen wir,
35 Stunden wollen wir – bei vollem Lohnausgleich!“
(Melodie nach Battle of Jericho)

In dem Kampf um den Erhalt der Arbeitsplätze wurden die Frauen besonders aktiv. Sie bildeten Fraueninitiativen, die mit um die Arbeitsplätze der Männer und der nächsten Generationen kämpften. Bei Hoesch, beim Schalker Verein, bei der Henrichshütte, bei Krupp in Duisburg. Die Hoesch-Frauen machten einen Hungerstreik vor dem Werkstor. In den ersten zwei Tagen machten sich die Hoesch-Arbeiter lustig über die Aktion der Frauen. Dann berichtete die Bild-Zeitung positiv über die Frauenaktion. Der Spott wandelte sich in Unterstützung der Kumpel, stolz sagten sie: „Unsere Frauen!“ und fragten: Braucht ihr noch was?

Heftig war auch die Auseinandersetzung um gleichen Lohn für gleiche Arbeit. Bekannt wurde die Initiative der Frauen, die im Fotolabor Heinze in Gelsenkirchen arbeiteten. Die Heinze-Frauen gingen durch alle Gerichtsinstanzen bis zum Bundesgerichtshof, um ihr Recht auf gleichen Lohn einzuklagen, dort erhielten sie Recht. Fasia schrieb:

„Hey Mister Heinzelmann
Wir machen gute Arbeit
Doch du zahlst uns Löhne
Die zum Himmel schrein!
Oh, jetzt ist Schluss, jetzt ist Schluss, jetzt ist Schluss Mister Heinzelmann!
Wir zeigen jetzt, was ne Frau alles kann!“

Intensiv unterstützt wurden die Auseinandersetzungen auch durch die Ruhrfestspiele in Recklinghausen, das ist ein besonderes Theaterprojekt. Es entstand kurz nach 1945. Schauspieler aus Hamburg kamen nach Recklinghausen. Sie wollten in Hamburg Theaterstücke aufführen, hatten aber kein Heizmaterial für ihr Theater. So boten sie den Zechenkumpel einen Tausch an: Kunst gegen Kohle. Sie spielten in Gelsen-

kirchen Theater für die Bergleute, bekamen dafür Kohle für ihr Theater in Hamburg.

Aus diesem Ereignis entwickelten sich die Ruhrfestspiele, jährlich eines der größten Kulturereignisse im Ruhrgebiet. Zum 1. Mai in jedem Jahr öffnen die Ruhrfestspiele die Spielzeit. An diesem Tag kommen zehntausende BesucherInnen dort hin, es gibt Theater, Kunstausstellungen, Musikveranstaltungen. Anschließend gibt es mehrere Monate lang neu konzipierte Theaterstücke im ganzen Revier.

1982 luden die Ruhrfestspiele Fasia Jansen und mich ein, ein Frauenprogramm zum 1. Mai zu entwickeln. Wir aktivierten alle Frauengruppen, die in den letzten Jahren mit um Arbeit gekämpft und sich für Frieden eingesetzt hatten. Sie entwickelten mit Hilfe der Frankfurter Kabarettistin Hilde Wackerhaben kleine Theaterstücke über ihre Erfahrungen, Fasia machte Lieder dazu. Das ganze nannten wir: „Mit Herz und Verstand, Frauen aus dem Revier“. Die Revue wurde ein großer Erfolg. Wir sammelten die Lieder und gaben Hefte heraus, weil wir wollten, dass alle mitsingen können.

Es entstanden mehrere Dokumentationsfilme, in denen die Vielfalt der Aktionen zu sehen ist. Ermutigend und bewegend, zu sehen, was wir machen können, wenn wir nicht aufgeben.

Im Internationalen Frauenfriedensarchiv, das Fasia und ich vor vielen Jahren gegründet haben, haben wir alle Dokumente gesammelt, Bücher, Flugblätter, Plakate, Musik CD's, Filme. Die Erfahrung und das Wissen sollen nicht verloren gehen.

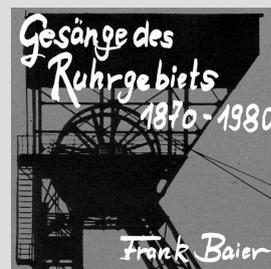
„Nach dieser Erde wäre da keine
Die eines Menschen Wohnung wär
Deshalb Menschen achtet
Und achtet, dass sie es bleibt
Wem denn wäre sie ein Denkmal
Wenn sie still die Sonn umtreibt“

Don McLean

Ellen Diederich, Internationales Frauenfriedensarchiv, Oberhausen, Friedensarbeiterin, Journalistin, Diplom-Pädagogin. Seit über 50 Jahren aktiv in vielen Teilen der Erde gegen Krieg, Menschenrechtsverletzungen, für Frieden, eine lebenswerte Umwelt, die Raum für alle Kreaturen gibt.

Frank Baier

Volkssänger, Musiker, Autor, im Ruhrgebiet aufgewachsen zwischen den Blagen von „Püttrologen und Kruppianern“ im Schatten von Zechen und Stahlwerken. Der als Songpoet und Ruhrgebietsbarde bezeichnete Musiker, Liedermacher und -sammler mit eigenem Archiv machte sich in den letzten 30 Jahren einen Namen als Sänger historischer und zeitgenössischer Lieder aus dem Ruhrgebiet, deren Inhalte stets literarisch wie politisch und z.Zt. wieder hoch aktuell sind. Durch seine Zusammenarbeit mit madagassischen und türkischen Liedermachern, Werkkreis-Literaten, alten Bandoneonspielern und HipHop-Rappern ist der singende und schreibende Regionalist ein Mittler zwischen den Kulturen und Generationen. (Quelle: www.frank-baier.de)



Axel Kungel

Das Wesentliche der Musik

Seit meinem 15. Lebensjahr stand für mich fest: ich werde Musiklehrer. Das ist jetzt fast 45 Jahre her. Zu viele eher nicht so gute Erfahrungen als Schüler haben mich dazu gebracht, es später einmal besser machen zu wollen. Mein erklärtes Ziel war es, jedem Kind das Spielen eines Instruments zu ermöglichen, und zwar nicht unbedingt die Grundschulobligatorische Blockflöte, sondern Keyboard oder Gitarre (wegen der hervorragenden Eignung als Liedbegleit-Instrument). Hintergrund dieser Idee war die ungefähre Ahnung, dass Musik, speziell das Musikmachen als lebenslanges Hobby für jeden Menschen eine große Bedeutung haben könnte, nicht nur für mich. Schließlich habe ich selbst schon sehr früh Geige und Klavier gelernt – meine Eltern haben meinen Bruder und mich sehr stark musikalisch gefördert.

Heute, quasi am Ende meines Berufslebens, hat sich mein Ziel nicht geändert, wohl weiß ich aber besser Bescheid um die große Bedeutung der musikalischen Energie. Es ist die enorme Kraft, die von Musik ausgeht, die sich beispielsweise in der Redewendung Bobby Mc Ferrins wiederfindet, wo er die Musik in schwärmerischer Weise als „Architektur des Himmels“ beschreibt. Noch einen Schritt weiter ging der im Jahre 2000 verstorbene Musikjournalist Joachim-Ernst Berendt, der seine Definition „Die Welt ist Klang“ in Buchform schon auf ein wissenschaftliches Niveau anheb.

Als ich noch als Junglehrer in den Schulklassen unterwegs war, konnte ich noch nicht ahnen, wie viel Wahrheit in diesen Begriffen liegt, klingen doch beide eigentlich wie esoterisch angehauchte Sponti-Phrasen, die auf irgendwelchen Stickern abzulesen sind. Ein wichtiges Schlüsselerebnis war sicherlich eine Straßenmusik-Aktion, die ich als Geiger einer folk-Band Mitte der 80er Jahre in Soest hatte. Es erschien dort nämlich eine Gruppe junger Menschen mit Behinderung, und anders als die „Normalos“ gingen sie nicht vorüber, blieben auch nicht stehen, um etwa anerkennend zu fachsimpeln. Nein, sie fingen voller Freude an zu tanzen, ganz spontan und ohne Hemmungen. Anfangs fand ich es ziemlich merkwürdig, doch beim näheren Nachdenken gefiel mir diese unkonventionelle Art der Musikrezeption immer mehr.

Seit dem Jahr 2000 ist meine Tochter, die ebenfalls ein Mensch mit geistiger Behinderung ist, im Förderbereich der Werkstatt für Behinderte Constantin in Bochum beschäftigt. An allen Dienstagen, an denen ich keine Konferenzen in der Schule habe, mache ich Musik, für die und mit den Beschäftigten des gesamten Förderbereichs. Es erfüllt mich mit großer Freude, zu erleben, wie die Musik auf die Beschäftigten wirkt.

Wenn ich im Gruppenraum eintreffe, haben alle schon einen großen Kreis gebildet. Jetzt heißt es für mich nach der Begrüßung Gitarre auspacken, durchstimmen und los geht's. Einige spielen dann Rhythmusinstrumente, andere singen Textstellen mit. Einige finden mein Gitarrenspiel so interessant, dass sie sich zu mir herüber bewegen, um näher dran

zu sein, das Schwingen der Saiten, die Bewegungen meiner Finger zu beobachten, oder auch um aktiv mitzuspielen, indem sie die Saiten zupfen, zerren, schlagen oder streichen. Es wird dabei getanzt und viel gelacht. Und selbst die sehr passiven Beschäftigten nehmen eine aufmerksame und aufrechtere Körperhaltung ein und nehmen so teil an unserer Musikkunde. Oft zeigen sie, von denen man vom ersten Eindruck her nicht viel erwartet, erstaunliche Reaktionen. Und manchmal gelingt es mir sogar, genau diese Reaktionen aufzugreifen und musikalisch zu bearbeiten – musikalische Kommunikation, ganz ohne Worte. Was für ein Gefühl, wenn man das schafft!! ... wenn Musik das schafft!!

Und genau das ist es, was mich meine Einstellung als Musiklehrer neu formulieren lässt: Nicht die Virtuosität, nicht das ausgefuchste Arrangement ist das Wesentliche der Musik. Wer jemals neben einem großen Gong gestanden und miterlebt hat, wie der Klang auf den eigenen Körper übergeht und ein wohliges Gefühl erzeugt, weiß was gemeint ist. Über diese Qualität der Musik als hervorragendes Mittel der Kommunikation hinaus bietet sie mir auch noch die Möglichkeit, in die Welt der Töne abzutauchen und somit aktiv dem stressigen Alltag oder frustrierenden Situationen zu entfliehen.

Mein erweitertes Erziehungsziel als Musiklehrer ist es jetzt also, Musik so zu machen, dass man sich und seine Mitmenschen bewegt. Und damit meine ich vor allem auch das Leben nach der Schule.

Meine Kinder sollen in der Schule erlernen, sich selbst und andere Menschen für Musik zu begeistern, und das funktioniert nur durch eigenes Musizieren, egal auf welchem Niveau. Aus meiner Sicht gibt es kaum etwas Unwünschenswerteres, als dass man mit Kindern nicht singt oder tanzt. Es ist äußerst deprimierend, z.B. bei Weihnachtsfeiern Lieder aus der Konserve hören zu müssen oder auch Martinsumzüge, bei denen kaum jemand die angestimmten Laternenlieder kennt oder singt, somit quasi zu Schweigemärschen werden. Und warum gibt es dieses Phänomen der Musiklosigkeit heutzutage? Vielleicht auch, weil einige Musiklehrer durch penetrantes Vorführen und Bewerten den Menschen entmutigen. Immer wieder bekomme ich zu hören, dass man sich nicht traut, Musik zu machen, zu singen, zu tanzen, aus Angst ausgelacht oder verspottet zu werden. Wir könnten alle ein so viel besseres Leben führen, würden wir uns in diesem Punkt nicht selbst behindern, sondern uns einmal an den Menschen mit Behinderung orientieren!

Axel Kungel, 1959 geboren in Bochum, erwachsene Tochter mit Behinderung: Rett-Syndrom lebt in Familie. Studium Musik und Sport Uni Dortmund, danach Musik- und Sportlehrer an der Martin-Luther-King-Gesamtschule in Marl. klassische Musikausbildung in Geige und Klavier, Autodidakt an der Gitarre. Breite Musikpraxis: Jugendsymphonieorchester, Folkbands, Rockbands, Gospelchor, Kammermusik, Kirchenmusik, Straßenmusik, Solo-Programme mit Chansons, Erarbeitung und Aufführungen verschiedener Musicals in Schule und verschiedenen christlichen Gemeinden, Chorleitung, Lieder- und Musikgruppe in der Werkstatt für Behinderte Constantin in Bochum, (Netzwerkmusiker)

Irmgard Merkt

„Das ist ja jetzt der helle Wahnsinn mit euch!“

Musik und Inklusion: Herzland Ruhrgebiet

Den studierten Musiker und Musikpsychologen Werner Probst (1925 – 2007) hatte es aus Leverkusen und Köln ins Ruhrgebiet „gespült“: Er war Gründungsdirektor der Musikschule Bochum, leitete sie von 1965 bis 1969 und wurde dann als Praktiker und Theoretiker Professor für „Musikerziehung und ihre Didaktik in Sondererziehung und Rehabilitation Behinderter“ an der damaligen Pädagogischen Hochschule Ruhr und späteren Universität Dortmund. Eine Position, die er bis zum Eintritt in den Ruhestand 1989 innehatte. Das Credo des humorvollen und zutiefst demokratisch gesinnten Menschen Werner Probst: „Jeder Mensch ist grundsätzlich in der Lage, Musik zu erleben und ist in diesem Sinne ‚musikalisch‘.“ Und: „Fähigkeiten und Fertigkeiten kann man entwickeln, sie sind trainierbar.“ (Probst: 1991, 23 ff)

Von 1979 bis 1983 leitet Probst den von ihm initiierten Modellversuch „Instrumentalspiel mit Behinderten und von Behinderung Bedrohten – Kooperation von Musikschule und Schule“, bis heute bekannt als „Bochumer Modell“. Werner Probst will zeigen, dass Kinder und Jugendliche mit Behinderung natürlich auch erfolgreiche Schülerinnen und Schüler der Musikschulen sein können – wenn nach angemessener Motivationsphase angemessene Situationen geschaffen und Musikschullehrerinnen und -lehrer entsprechend ausgebildet werden (ebd. 13 ff).

1979 wurden bundesweit nur etwa 400 Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigung an Musikschulen unterrichtet – heute, 2019, sind es etwa 10.700. Längst nicht genug, aber immerhin. In dem ebenfalls von Werner Probst gegründeten berufsbegleitenden Lehrgang für Lehrende an Musikschulen mit dem etwas sperrigen Namen BLIMBAM wurden in den vergangenen Jahrzehnten etwa 500 Lehrkräfte aus der ganzen Bundesrepublik für das Unterrichten von Kindern mit Beeinträchtigung und das inklusive Ensemblespiel ausgebildet.

Der Modellversuch macht das Ruhrgebiet zum Herzland der Inklusion zu einer Zeit lange vor der UN-Behindertenrechtskonvention, zu einer Zeit, in der das, was heute Inklusion genannt wird, noch Integration heißt. Zum Herzland der Inklusion, weil auch die Musikschule Bochum als Modellversuchsschule zur bundesweit führenden Musikschule für das Unterrichten von Kindern und Jugendlichen mit Beeinträchtigung wird. Claudia Schmidt, Studentin von Werner Probst, wird Lehrerin an der Musikschule Bochum und gründet mehrere Ensembles, allen voran 1998 die Bigband „just fun“, die im vergangenen Jahr 20jähriges Jubiläum feiern konnte. „just fun“ spielte u.a. auf mehreren Sommerfesten des jeweiligen Bundespräsidenten und ist das Aushängeschild des Verbandes deutscher Musikschulen in Sachen Musik und Inklusion (Musik inklusiv – Musikschulbands 2019). Die Stimmen der Arrangements für „just fun“ schneidet Claudia Schmidt auf jedes einzelne Mitglied zu und findet für alle Beteiligten ebenso angemessene wie anspruchsvolle musikalische Beiträge. Vom Behindertenbonus kann nicht die Rede sein: Auftritte auf qualitätsorientierten Bühnen wie im Jazzclub do-

micil in Dortmund und bei Festivals im ganzen Bundesgebiet sind selbstverständlich. Die Suche nach Konzertdokumentationen in youtube unter Stichworten wie kultur integrativ, gesamtkunstwerk, just fun, DIS 4 oder DIS 6 (DIS steht für Dortmunder Integratives Soundfestival) lohnt sich in vieler Hinsicht!

Zu Modellversuchszeiten war die Autorin dieser Zeilen Assistentin von Werner Probst, von 1991 an war sie seine Nachfolgerin an der späteren TU Dortmund. Die Musikschule Bochum blieb mit dem „Bochumer Modell“ Bezugspunkt und Leuchtturm der Inklusion an Musikschulen.

Ein Projekt im Bereich der musikalischen Erwachsenenbildung, durchgeführt von 2010 bis 2013, machte als „Dortmunder Modell: Musik“ dann auch Dortmund zu einem Zentrum des Musikmachens von Menschen mit und ohne Behinderung. Mehr als alle Worte sagt die halbstündige Dokumentation „domovision“ in youtube über das „Dortmunder Modell: Musik“.

Das Dortmunder Modell verfolgt drei Ebenen kultureller Bildung für erwachsene Menschen mit Beeinträchtigung: Breitenbildung, Talentförderung und Professionalisierung. Breitenbildung meint das voraussetzungs- und bedingungslose Mitmachen aller bei musikalischen Projekten, z.B. im Chor „stimmig“ an der TU Dortmund, Talentförderung meint gezielten Instrumentalunterricht und Professionalisierung meint regelmäßige Mitgliedschaft in inklusiv aufgestellten Ensembles musikalischer Profis. Wer es genauer wissen will: Eine Dokumentation findet sich im Internet (Merkt, Schmidt, Diehl 2014)

Alle Ensembles, die im Rahmen von DOMO-Musik entstanden sind, haben mittlerweile einen Namen in der Kulturszene: „piano plus“ und „Tanzorchester Paschulke“ unter der Leitung von Claudia Schmidt, „nia extended version“ mit Antonia Wohlgemuth, „Walking on the Moon“ mit Milli Häuser und nicht zuletzt das Musiktheater-Ensemble „I can be your translator“ unter der Leitung von Lis Marie Diehl und Christoph Rodatz, das bereits im Werkraumtheater der Münchener Kammerspiele ein Gastspiel hatte. Alle Ensembles sind im Internet präsent und treten in anspruchsvollen Häusern auf. Einige werden mit Preisen ausgezeichnet, wie „Walking on the Moon“ und „I can be your translator“.

Allen Ensembles geht es darum, gute Musik zu präsentieren und in vielfachem Sinne ein gutes Bild abzugeben: Ein gutes Bild von den künstlerischen Möglichkeiten von Menschen mit Behinderung, ein gutes Bild von inklusiver Kultur, ein gutes Bild von einer inklusiven Gesellschaft. Ohne die ruhrgebietstypische Bottom-up-Energie, ohne die Mischung zwischen Engagement und Begeisterung, ohne Fachkompetenz und politische Überzeugungsarbeit rund um die Modellversuche wäre das Thema Musik und Inklusion nicht, was es heute ist.

Natürlich passiert auch anderswo und auf allen Ebenen zwischen Pop- und Hochkultur Interessant-Inklusives. Die ehemalige Malocher- und heutige Macher-Energie des Ruhrgebiets hat dieses spezifisch-basisorientierte und bewusst künstlerisch angelegte inklusiv ausgerichtete Musikleben entstehen lassen, das Philipp in einer musikalischen Collage aus Elementen des Wortes Musik abschließend kommentiert: „Das ist ja jetzt der helle Wahnsinn mit euch!“ (Musik 2012). Ja, so soll es nicht nur bleiben, sondern weitergehen. Im Ruhrgebiet und anderswo.

Literatur und Internetquellen

Domovision. Ein Film von Lis Marie Diehl, Christoph Rodatz und Claudia Schmidt. <https://www.youtube.com/watch?v=BIqReCpsR-w> | Zugriff am 13.08.2019

Merkt, Irmgard, Claudia Schmidt, Lis Marie Diehl (2014): Dortmund Modell: Musik. Eine Dokumentation. https://www.irmgard-merkt.de/DoMo-MusiK_Broschuere_20141204_RZ.pdf | Zugriff am 13.08.2019

Musik (2014) Video von Lis Marie Diehl, Christoph Rodatz und Claudia Schmidt. Beitrag des Projekts „Dortmunder Modell“ (DOMO) an der TU Dortmund anlässlich der Ausstellung „Musik Inklusiv“ im Dortmunder U. 6. September - 7. Oktober 2012. <https://www.youtube.com/watch?v=nTKPqEX98Tk> | Zugriff am 13.08.2019

Probst, Werner (1991): Instrumentalspiel mit Behinderten. Ein Modellversuch und seine Folgen. Mainz: Schott

Musik inklusiv – Musikschulbands (2019) <https://www.musikschulen.de/projekte/inklusion/menschen-mit-behinderung/bands/index.html> | Zugriff am 13.08.2019

Irmgard Merkt, Jg. 1946, Musikstudium zu 1968er Zeiten in München, seit 1975 gerne und immer lieber im Ruhrgebiet, 1991 – 2014 Professorin für Musik und Inklusion an der TU Dortmund. Gibt immer noch keine Ruhe.

Lesetipp dazu

Irmgard Merkt

Musik • Vielfalt • Integration • Inklusion

Musikdidaktik für die eine Schule
Regensburg 2019, ConBrio, 349 Seiten, zahlreiche Grafiken und Abbildungen, ISBN: 978-3-940768-84-1

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO

gegen eine Kostenbeteiligung von 20,- € pro Jahr.

Rechnungsanschrift (AbonnentIn)

Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____
Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift (falls von Rechnungsanschrift abweichend)

Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____

Zahlungsweise

- Verrechnungsscheck über 20,- € liegt bei
 Überweisung über 20,- € ist erfolgt
am _____ an **AMOS**, Marl,
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
BIC: WELADED1BOC

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Rudi Turinsky

Honig für die Seele – Musik und Kultur der Einwanderer ins Ruhrgebiet

Als wir vor vier Jahren mit dem Film begannen, war die Flüchtlings und Einwandererthematik sehr aktuell und wurde sehr emotional in der Bevölkerung diskutiert.

Im Kreis Recklinghausen leben 500.000 Menschen aus 128 Nationen, meine Urgroßeltern kamen aus Tschechien, mein Großvater aus Ostpreußen, da war ein persönlicher Anknüpfungspunkt.

Schon vor 150 Jahren begann die Geschichte der Einwanderer ins Ruhrgebiet, der enorme Bedarf an Arbeitskräften konnte aus dem Umland nicht mehr gedeckt werden.

Zechen entstanden wie Pilze, zuerst kamen die Iren und Belgier. So um 1900 kamen mehr als 500.000 Arbeiter aus Schlesien, Masuren und Posen, um im Bergbau zu arbeiten.

Im Kreis Recklinghausen waren damals die Polen die zweitgrößte Einwanderungsgruppe.

Für den Wiederaufbau von Industrie und Wohnungen nach dem 2. Weltkrieg wurden Arbeitskräfte benötigt, wieder kamen viele Vertriebene aus dem Osten, doch es reichte wohl nicht. So wurden in Italien und Spanien



Menschen angeworben und ab 1961 gab es mit der Türkei ein Anwerbeabkommen. Es kamen etwa 900.000, man nannte sie damals Gastarbeiter. Der erworbene Wohlstand führte dazu, dass viele länger oder ganz blieben und ihre Familien nachholten, die natürlich auch ihre einheimische Kultur mitbrachten.

Das war unser Ansatz, nicht was uns trennt (z.B. Religion, Politik), sondern was uns verbindet in den Vordergrund zu stellen, und das ist nun mal bei den meisten Völkern der Spaß und die Freude an der heimatlichen Musik, Kultur, Essen und Feiern.

Der Film verbindet beides, so wird z.B. ein griechischer Sänger von seinem Sohn auf der Bouzouki begleitet und in einem Gyrosrestaurant während des Normalbetriebes gefilmt, ergänzt wird der Clip mit einem Kurzinterview über den Aus- bzw. Einwanderungsgrund.

Wir (ich konnte einen Recklinghäuser Kameramann dafür begeistern) haben uns auf die größten Gruppen konzentriert. So haben wir einen polnischen Akkordeonspieler in einem schlesischen Metzgerladen, eine italienische Sängerin mit Gitarrenbegleitung in einer Pizzeria, einen türkischen Sazspieler in einem Dönerladen, ein spanisches Gesangsduo, eine portugiesische Fadosängerin und eine russische Ballaleikagruppe in einer Synagoge gefilmt. Ob Rembetika, Özgün oder Fado, alle Lieder drücken die Liebe zur Heimat aus, in den meisten Fällen hatte man sie ja nicht freiwillig verlassen.

Die Quintessenz in diesem 30-minütigen Film: Einwanderung und Integration funktioniert und jeder kann seine kulturellen Wurzeln behalten und pflegen.

Rudi Turinsky, geboren 1951 in Herten, Informationselektroniker auf verschiedenen Bergwerken. Mitglied im Geschichtsverein General Blumenthal, Filmemacher, viele Bürgeraktionen.

Annette Schnoor / Törk Hansen

„Wenn Akkorduhren die Träume stoppen“

Es rettet uns (k)ein höh'eres Wesen“, dieser Titel des letzten Programms vom Chor Chorroson verwendet nicht zufällig die – etwas verfremdete – Zeile aus der Internationale. Der Chor ist entstanden als Songgruppe der IG Metall in Bochum Anfang der 80er Jahre, einer Zeit, in der nicht nur hier in Bochum sondern überall gewerkschaftliche Kultur aus dem Boden sprießt und neben Chören auch Kabaretts und Kleinkunstgruppen entstehen. Es ist die Zeit der Friedensbewegung, einer internationalistischen Solidaritäts-Bewegung, des Kampfes um die 35-Stunden-Woche und gegen Aussperrung. Es gibt eine Reihe von Künstlern und Songschreibern, die für das Material sorgen – also Chorstücke, die die gesellschaftlichen Bewegungen der Zeit aufgreifen und in Musik umsetzen.

Es gab damals vermutlich allein im Ruhrgebiet ein Dutzend Chöre. Sie traten im Rahmen gewerkschaftlicher Veranstaltungen als Kulturbeiträge auf sowie auch anlässlich vielfältiger anderer gesellschaftlichen Aktivitäten – wie z.B. der Friedensbewegung. Es entstanden viele neue Chorstücke in dieser Zeit und gleichzeitig wurden Lieder der Arbeiterbewegung, Stücke von Bert Brecht und Kurt Eisler für Chöre aufbereitet. Der Bochumer Chor hatte eine erste wirkliche Chorleitung und erarbeitete ein Programm, das natürlich von der 35-Stunden-Woche handelte. Dieses Programm hatte eine ganze Reihe neuer Lieder aus dieser Zeit, so auch das Stück „Nachts nicht schlafen können, weil die Akkorduhren noch immer meine Träume stoppen“.

Wir kamen zu dieser Zeit in den Chor, der damals noch einfach „Chor der IG Metall Bochum“ hieß, denn erst später gaben wir uns den heutigen Namen, der bewusst einen Bezug zu (IG) Metall haben sollte. Wie sehr wir Teil einer Bewegung waren kann man auch daran sehen, dass wir Anfang der 90er Jahre gemeinsam mit vier anderen Chören – von der IG Metall gefördert – den „Canto General“ von Pablo Neruda mit fast hundert TeilnehmerInnen in vier Städten im Ruhrgebiet aufgeführt haben. Ein weiterer Höhepunkt in der Geschichte des Chores war die Teilnahme am Jahrhunderthallen-Sommer des Thealozzi-Theaters, als in der – damals noch nicht umgebauten – Jahrhunderthalle in Bochum an jedem Ferienwochenende „Die Mutter“ von Gorki/Brecht aufgeführt wurde.

Mit der Zeit änderte sich nicht nur der Name, sondern auch der Charakter des Chores. Zwar waren die kleinen Auftritte bei gewerkschaftlichen Veranstaltungen oder zum Beispiel im Rahmen des Gedenkens an die Reichspogrom-Nacht weiter ein wichtiger Teil unserer Arbeit, aber die Chorleitung wurde professioneller und es entstand eine Kleingruppe (Programmgruppe) im Chor, die kontinuierlich an neuen Programmen arbeitete, um unser Anliegen einer gesellschaftskritischen Kultur mit Inhalt zu füllen. Und wir machten es uns zur Aufgabe, neben der musikalischen Präsentation auch – mit Hilfe von Regisseuren – mit Bildern und Szenen unser Publikum zu unterhalten.

Wir wurden viele Jahre von der IG Metall Bochum unterstützt, indem unsere Seminare und die Chorleitung finanziert wurden. Aber in den letzten Jahrzehnten hatte die Kulturarbeit in den Gewerkschaften einen immer geringeren Stellenwert und so endete 2016 dann die Unterstützung durch die örtliche IG Metall. Dankenswerter Weise unterstützt uns seitdem Verdi Bochum und auch das Bildungszentrum der IG Metall in Sprockhövel und wir sehen uns weiterhin als Teil einer gewerkschaftlichen Kulturarbeit. Von einer Bewegung kann man heute sicher nicht mehr sprechen – dazu sind es doch mittlerweile zu wenige geworden. Aber es gibt immer noch Chöre in einigen Städten der Republik und in letzter Zeit tauschen wir uns in Hinsicht auf Programme und Lieder wieder verstärkt aus.

Die Verfremdung der eingangs zitierten Zeile aus der „Internationale“ fasst ganz gut die Widersprüche zusammen, die wir mit dem letzten Programm auf die Bühne bringen wollten. Wir sind einerseits überzeugt, dass eine bessere Welt möglich und von unserem eigenen Handeln abhängig ist, aber andererseits sehen wir, dass nicht nur objektive, sondern auch viele subjektive Hindernisse uns alle vom konsequenten Handeln abhalten – wie Bert Brecht schon sagte: „Dauerten wir unendlich, so wandelte sich alles, da wir aber endlich sind, bleibt alles wie beim Alten.“

In einer Zeit, in der rechte Parolen wieder gesellschafts- oder gar mehrheitsfähig werden, finden wir Gegenkultur umso wichtiger und so haben wir unser aktuelles Programm unter den Titel gestellt „Empört Euch – Lieder gegen Rechts“. Es war schon immer ein probates Mittel der Volks- und Arbeitermusik Lieder umzutexten

und so haben wir auch keine Skrupel, Pop- und Jazzstücke mit satirischen Texten zu versehen, um zum Beispiel das verlogene Geschwätz der AfD zu entlarven. Unser Programm ist bewusst so gestaltet, das es abendfüllend für eine eigene Aufführung geeignet ist, aber auch als Kurzfassung im Rahmen von Veranstaltungen oder Aktionen angefragt werden kann.

Wir sind natürlich auch älter geworden – besonders die Männer, die immer schon in der Minderzahl waren. Wer also Lust auf Singen und kritische Einmischung hat und vielleicht gar noch mit Tenor- oder Basslage ausgestattet ist, der ist bei uns herzlich willkommen. Denn wir machen weiter.



Annette Schnoor und Törk Hansen arbeiten zurzeit bei „Langendreer gegen Nazis“ und „Bochum gegen rechts“ mit. Sie sind seit 1987 Mitglieder im Chor Bochumer GewerkschafterInnen „Chorroson“.

Peter Strege

Ach, was pfeifen die Vögel so schön...!

Derlei Töne, an mir vorbei sich schmiegend und dabei, wie Münchhausens festgefrorene Töne im Jagdhorn, sich erst nach und nach erwärmend, in mich hinein sickern und mir vorsichtigen Umgang mit dem gewähren, was ich bis dato noch nie gehört hatte. Dem unbekanntem Geräusch eine ordnende Hand ans Ohr zu führen. Strukturen in das hinein geben, was naturhaft sich ans Gehör zu klammern scheint, was aufs ärgste kreischend empfunden, nach geraumer Zeit und beiläufig sozial, also atmosphärisch Wohlgefühl erzeugend mich erfüllt und ebenso flankiert, schließlich unseren Musikgeschmack trifft und zu Applaus führen kann. Ich rede von des Bauern ungeübtem Hörgeschmack, der in Entsetzen erstarrt, bereit ist das Opernhaus zu fliehen, weil ihm manche Kantate die Trommelfelle martert.

W. Busch vom Stören der Musik redet, derweil sie mit Gräusch verbunden. Vom Takt der lärmenden Maschinen angelockt, der Stechuhr hörig gemacht, in Stunden geteilt die Tage und Nächte, um darauf die Freiheit städtischen Lebens im Ballhaus zu erleben. Musik und Leben? Wem gilt das Fragezeichen?

Die gewaltigen Blechbajonette Wagners, die dem Gewitter und zornigen Auftritt Wotans abgelascht schienen, sowohl Verdis Freiheitselegien machten menschenflutartige Gefühlsaufrüche hochkulturell möglich und sorgten so für eine Architektur regensicherer Aufführungspaläste. Gesangsbesäumt das zur Unkenntlichkeit verkommene Worte als melodramatischer Botschaft und eine sich im Genuss badende orchestrale Flut brandete fortan in den Zentren der Metropolen an die Rocksäume hochgesellschaftlichen Bürgertums und nahm ohne jede Scheu die noch vorhandenen Logen der Absolutisten in Besitz.

Zu der Zeit, als Schäferjungen noch in Idyllen leise ihre Flöten bliesen, wo doch schon Automobile mit Hornstößen ihr gefährliches Ankommen auf Straßen breit tönnten, da mäandrierten unterschiedlichste Tonfolgen aneinander vorbei und begegneten sich ins Knäuel avantgardistischer Ordnungsnot, um aus dem kakophonischen Durcheinander Tonsprachen der Moderne zu erkomposern. Zerlumpt erlaucht, das Zupfgeigeninstrument auf elektrisch verstärktem Bühnenrand: a Star was born! Rock'n Roll verzückte Jugendrevolte, kriegsmüder overkill und Friedensrausch im ost-west-Gerangel, neue Dimensionen lauern hinter alten Vorhängen, rascheste Bildfolgen vervollkommen Orgien für Aug' und Ohr. Zurück bleibt, was sich nicht ins allgemein Neue fügt. Oder hängt etwas nach, das schon vor tausend und einem Jahr sich Ton für Ton ins Eingemachte eines jeden kleinen Herzens schlich, um dort jenen Aufruhr anzurichten, den man Erschütterung genannt und eigentlich vom ernstesten Erleben sprechen möchte. Das durch Musik Angerichtete, ins Fluide geratene Starre, die bittersüße Beglückung bei gleichzeitigem ins Strudeln strauchelnde Versinken in Fluten bis dahin unbekannter Tiefen, die Höhenängste nur so schüren und manchem Verbleibenswunsch ein unnatürlich breites Grinsen aufsetzen; solchermaßen Kraft können gestaltete Tonwelten haben und seltsamste Wirkungen in uns entfachen. Durch die sinnliche Direktheit des Ohrzugangs sind wir dem akustischen Erleben

gleichsam ungeschützt ausgeliefert, Töne erfüllen uns ohne Einlasskontrolle. Die Wirkungsausbildungen jedoch sind unterschiedlichster Art. Auch das Kulturgut Musik ist als heutzutage kulturindustrielle Produktion, was das Erzeugen von kaufwunschgesteuerter Erfüllung von geltendem Geschmack angeht, in sich selbst von kalkulatorischen Einflüssen nicht unberührt. So wie es der musikinhärenten Botschaft um die mögliche Befreiung von fesselnden Geschmacksnivellierungen geht, schwingen aber marktmanente Bestimmungsfaktoren in jeder Tonfolge mit. Mehr noch, das Freiheit versprechende Pathos einer ans Vergangene gemahnende, ehemals damalige „ach wie war doch ...“, jetzt durch moderne Herstellungstechnologie nunmehr Machbare, wird zur Grimasse des ausgelöschten Versprechens, das mit nimmermüden neuen, scheinbar neuen Varianten von tönernen Hörerlebnissen aufwartet. Diese stete Permanenz macht den Verlust anscheinend verzichtbar, hat es doch zur Unterhaltung den ständigen Wechsel parat. So gerät die erbauungsromantische „totale“ musikalische Berieselung zur nahezu naturidentischen täglichen Wegbegleitung des modernen Menschen und frisst die wenig verbleibenden Nachdenklichkeitszeit-räume unerbittlich, d.h. zwangsläufig auf. Ein „zur Besinnung kommen“ und sich im Genuss des Hörens fallen und sphärisch emphatisch zu humanitären Gedankenträumen tragen zu lassen, wird zur Ausnahme und verlangt nach eingehender vorheriger Bildungsarbeit. Diese Zugangerschwernis ist zur Normalität geraten und erklärt somit auch die selbstverständliche diffamierende Abwertung von a) jeder ungekannten modernen Tonkunst und b) aller, nicht als mainstream vorgekannter Unterhaltungsmusikerzeugung.

Dem Fremden, noch nie Gehörten, schwebt so nicht Neugier, sondern abwehrbereites Misstrauen und angstbesetzter Abscheu entgegen. Daraus entstehende Selbstverständlichkeitsbeurteilungen machen keineswegs hinter den „Kulturpforten“ halt, sondern bestimmen weitestgehend Lebenseinstellungen und die dazu gehörenden Wertschätzungen.

Dass damit uralte-Parolen, wie, dass „der die Musik bestimmt, der sie bezahlt“, zur allgemeingültigen Lebensmaxime gerät und philosophischen Beigeschmack erhält, braucht bei solchen Entwicklungen nicht zu verwundern. Das kann so weit gehen, dass der Trübe einer Wischwasserwarenhauseberieselung in völliger Missachtung dessen, was da in unsere Ohren hinein gepustet wird und im Gegensatz dazu als musikalische Möglichkeit und Opfer sich ereignen könnte, dass Unterscheidungen hierzu unterbleiben und in Hinnahe des Erlebten diesem Gehörten irgendwelche Qualitäten deshalb unterbaut werden, weil so viele Menschen sich daran delizieren.

Der sich aus solchem Verhalten heraus bildende Geschmacksbrei entbehrt jeder Kontur und macht Befinden über Qualität von Musik schnell zu einer morastigen Angelegenheit.

Peter Strege sinnt in Dortmund, lauscht dem Gesang und hört auf die Geräusche der emsigen, bisweilen von wenig einsichtig bevölkerten Menschenregion zwischen Ruhr und Emscher.

Hildegard Mogge-Grotjahn

Der Profane Chor Bochum

Angefangen hat es mit einem Aufruf des Bochumer Kulturates: Für ein spezielles Musikprojekt wurden Sänger und Sängerinnen gesucht. Die „Carmina Burana“ von Carl Orff (in der Fassung für Schlagwerk, 2 Flügel und Chor) sollte von Profi-Musikern und einem Laien-Chor gemeinsam aufgeführt werden, und Schüler und Schülerinnen einer Bochumer Gesamtschule sollten dazu eine eigene Choreografie entwickeln und auf die Bühne bringen. Also: eine Kulturinitiative „von unten“, generationenübergreifend, projektorientiert. Die Aufführung fand im März 1995 im Audimax der Bochumer Ruhruniversität statt, Publikum und Presse waren begeistert – und dann war’s irgendwie vorbei. Für die einen war das genauso wie gewünscht: ein einmaliges, erfüllendes Projekt. Für die anderen war der Wunsch geweckt, zusammen zu bleiben und weiter gemeinsam zu singen. Aus diesem Wunsch heraus haben dann etwa ein Dutzend „Carmina-SängerInnen“ im Oktober 1995 den Profanen Chor gegründet – benannt nach dem Untertitel der Carmina Burana: „Cantiones Profanae“, und, gut deutsch, als gemeinnütziger Verein organisiert. Und seitdem singen wir ...

„Wir“: das hat sich im Laufe von 25 Jahren immer wieder neu zusammengesetzt. Immer noch ist ein „harter Kern“ der Gründungsmitglieder mit von der Partie; viele Sängerinnen und Sänger der ersten Jahre sind nicht mehr dabei, viele Neue und nicht mehr ganz so Neue sind dazu gekommen; die Mitgliederzahlen schwankten von circa 30 bis auf über 60 in den letzten Jahren. Musikalisch haben wir uns stetig weiter entwickelt, doch der Charakter des Chores als stabiles soziales Netzwerk ist erstaunlich konstant geblieben.

„Wir“ sind: Individualisten mit stark ausgeprägtem Zusammengehörigkeits-Gefühl; Menschen aus überwiegend, aber nicht ausschließlich personenbezogenen Berufen; viele von uns sind sozial und/oder politisch und/oder kirchlich und/oder kulturell engagiert.

„Wir“ sind: ein „freier“ Chor, d.h. wir sind weder gewerkschaftlich noch kirchlich noch politisch „angebunden“ – was aber nicht heißt, dass uns gesellschaftliche Entwicklungen gleichgültig wären. Deshalb führen wir immer wieder Benefiz-Konzerte durch, deren Zweckbestimmung sich aus den Engagements einzelner Chormitglieder ergibt – u.a. haben wir gesungen für das Frauenhaus Bochum und für Wildwasser in Bergkamen, für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge und für „Campusseggen“, einem Hilfsfonds für ausländische Studierende. Das nächste Benefiz-Konzert findet im September 2019 zugunsten des Hospiz’ St. Hildegard in Bochum statt.

„Frei“ sind wir auch in der Auswahl und Zusammenstellung unserer Programme. Ein spezielles „Markenzeichen“ ist es, dass wir nicht einem bestimmten Musik-Genre verpflichtet sind, sondern thematische Programme gestalten. Themen wie: „Bochum-Babylon“, „Alles Liebe“, „Auf allen Vieren – Lieder von Tieren“ oder auch „Märchen und Mythen“ eröffnen uns die Möglichkeit, vom Madrigal bis zur Popmusik, von Klassik bis Hindemith alles zu singen, was uns gefällt und was musikalisch zum Thema „passt“. Ein weiteres „Marken-

zeichen“ ist die Verbindung von Musik und Literatur – literarische Beiträge zum jeweiligen Thema verstehen wir mal als Kontrast, mal als Kommentar, mal als Resonanz zur Musik. Beispielsweise begegneten sich bei uns die Liebesliederwalzer von Johannes Brahms und Liebesgedichte von Heinrich Heine, oder Ruhrgebiets-Prosa der Gegenwart traf auf Lieder und Madrigale aus fünf Jahrhunderten in zehn Sprachen.

Jeder Chor ist ein empfindliches soziales Gebilde: Singen öffnet die Seele und verbindet, selbst wenn man jahrelang nur jede Woche zwei Stunden miteinander singt. Chorgesang hat nicht wirklich etwas mit Demokratie zu tun. Wer dirigiert, gibt im wahrsten Sinne des Wortes den Takt und den Ton vor. Aber Klang entsteht nur, wenn die „Chemie“ stimmt, wenn alle sich in ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten geschätzt und respektiert fühlen. Deshalb ist das „Drumherum“ wichtig: Das „Ver-insleben“ muss organisiert und gestaltet werden. Angefangen von der Auswahl der jeweiligen Chorleitung (in 25 Jahren haben wir aus unterschiedlichsten Gründen mehrere Wechsel gehabt und arbeiten nun seit zehn Jahren mit Elisabeth Esch als Chorleiterin zusammen), über die Finanzierung bis zur Organisation der Konzerte und der Probenarbeit erfordert das ein hohes ehrenamtliches Engagement. Und für viele unserer Sängerinnen und Sänger ist aus dem Chor ein dichtes Netz an Freundschaften entstanden.

Vielleicht ist unsere „Konzertkleidung“ ein guter Ausdruck für das, was uns als freien Chor ausmacht: Bei unseren Auftritten sind wir alle als Mitglieder des Chores zu erkennen, weil wir immer in „Schwarz-Rot“ auftreten; aber WIE das Schwarz und das Rot miteinander kombiniert werden, das entscheidet jede und jeder für jeden Auftritt neu.

Hildegard Mogge-Grotjahn lehrte bis 2017 Soziologie an der Ev. Hochschule in Bochum und singt „schon immer“.

Lesetipps zu Palästina

Hans-Jürgen Abromeit

Zwei Völker – ein Land. Eine biblische Vision für Frieden zwischen Israel und Palästina. Vortrag am 01.08.2019 in Bad Blankenburg (Zum Autor bei Wikipedia – und dort Download des Textes: [http://pix.kirche-mv.de/fileadmin/AAA_Relaunch/Abromeit/190801_Zwei_Voelker ...](http://pix.kirche-mv.de/fileadmin/AAA_Relaunch/Abromeit/190801_Zwei_Voelker...)) *Die propagandagesteuerten friedensfeindlichen Anwürfe u.a. auch gegen Bischof Abromeit stehen sogar bei Wikipedia ohne die dort sonst üblichen kritischen Quellen- und Faktenchecks!*

Micha Brumlik

Unter BDS-Verdacht: Der neue McCarthyismus

in: Blätter für deutsche und internationale Politik 08-2019

Sara Roy

Existiert noch eine Wirtschaft?

Der Niedergang der Westbank und des Gazastreifens ist gewollt. Er macht die israelische Besatzung unumkehrbar
in: der Freitag 34-2019 (<https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/existiert-noch-eine-wirtschaft>) und dort auf „Suche“ von Autorin + Titel – und dann Überschrift anklicken.

Rolf Euler

Mein wohltemperiertes Gehirn

Meine Musikerfahrungen sind inzwischen ziemlich gestreut, und obwohl individuell, doch auch von sozialen Gegebenheiten und zufälligen Zeitläufen geprägt. Sie reichen tatsächlich in die Kindheit: die Lieder, die meine Mutter beim Bügeln sang, oder der Gesang zur Laute unserer Volksschullehrerin, der Kinderchor in der nächsten Schule. Frühling, Sommer, Herbst und Winter und die schöne Stimme des Mädchens, das ein früher Schwarm war – so hielt unbemerkt ein Kanon von Tönen, Texten und Musikinstrumenten Einzug ins Gehör und ins Gehirn.

Dann der technisch aufregende Schritt zum Plattenwechsler, anfangs nur bei Oma in den Ferien, immer drei Stück, immer wieder, Schlager und Operetten, „Im weißen Rössl...“, der naziverfolgte wunderbare Tenor Josef Schmidt „Heut‘ ist der schönste Tag in meinem Leben ...“ und anderes hinterließen untüchtbare Spuren, meine Altenpflegerinnen müssen da was aushalten, falls ich sonst alles vergesse ...

Ich erreichte dann die Phase, wo aus Musik Noten und umgekehrt werden. Ein Höhepunkt: ich war etwa 16, wir nehmen die 7. Sinfonie von Beethoven in der Schule durch, die zu Hause als Schallplatte vorhanden war, leihe mir die Noten beim Musiklehrer aus und verfolge am Lautsprecher gebannt die Partitur, keine Ahnung mehr wie das funktionierte, und blättern, und blättern ... Der schnelle 4. Satz reißt mich heute noch „aus dem Sitz“. Ein Privileg, als Schüler schon günstige Konzerte in Bremerhaven besuchen zu können, um überhaupt eine „akustisch-optische Lehre der Musik“ zu machen, wenn bei einer Aufführung im Saal die sinnliche Erfahrung der sichtbaren „Arbeit“ des Orchesters hinzukommt.

Wie gut, dass die Bewegung der 68er Jahre dann Beatles, Rolling Stones, Protestsongs und politisches Liedgut hervorbringt, die eine Weile die klassische Musik in den Hintergrund schieben, aber nicht für mich verdrängen können. Klar: „Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band“ wurde rauf und runter gespielt, „I can‘t get no satisfaction“ war der Hit der Jahre, auch als etwa Franz Josef Degenhardt und Süverkrüp die Vordergrundmusik der Bewegung einspielten. Als Aktion auf der Straße auch musikalische Bewegung hieß: die Schmetterlinge mit der „Proletenpassion“, die Arbeiterlieder der sozialistischen Geschichte eröffneten uns Horizonte, bevor die konkrete „Musik des Reviers“ mich erreichte.

Wenn Frank Baier das „Kohlengraberland“ besang, jedoch die Welt unter Tage schon nicht mehr ganz den Texten entsprach, die zum Teil mit den Streiks der Jahre 1889 und 1905 begannen. Aber „Nicht Blumenthal, nein Todestal sollst du in Zukunft heißen“ (nach einem großen Bergwerksunglück) rüttelte schon auf, weil mein Arbeitsplatz auf eben jener Zeche ständige Maloche und Vorsicht und politische Bildung anderer Art bedeutete.

Mehr Musik lernte ich mit dem Schlagzeugersohn, der in Jazzgruppen spielt, deren Konzerte nicht nur eine Ohren-

sondern auch eine Augenweide sind, immer in Bewegung (ganz anders als die sitzenden OrchestermusikerInnen), mit den Soli jeden „demokratisch“ beteiligen und hervorheben. Diese Musik ist bei mir im Auto, um bei längeren Strecken aufzumuntern, zu erinnern an gute Tage. Toll, wenn mensch das selber machen – und nicht nur hören kann!

Jemand anderes brachte Punk in die Familie – wieder eine neue und widerständige Musik für die Erfahrung. Und dann wären noch Choraufführungen zu nennen, die anzusehen und zu hören (ich singe da nicht selbst) fast ein Rest-Privileg unserer Generation zu sein scheint – wenn man das Durchschnittsalter der Zuschauerschaft sieht. Bach kann mich wieder und wieder begeistern, auch wenn ich weiß, unter welchen feudalen Zuständen diese Musik entstand und für welche Gesellschaftsschicht.

Vor einigen Jahren – und jetzt wieder – las ich das Buch „Das wohltemperierte Gehirn“ von Robert Jourdain, „Wie Musik im Kopf entsteht und wirkt“ heißt der Untertitel. So wissenschaftlich viele Erklärungen darüber sind, so erfreulich verständlich zu lesen ist, was die Musik mit uns anstellt – vom Hören der Töne und Harmonien, der Kontrapunkte bis zur Ekstase. „Harmonie“ im Empfinden hat ja mit der Physik der Tonerzeugung, ihrer Schwingungsverhältnisse und Leitung vom Ohr zum Hirn zu tun, hat mit den Gehirnzellen und ihrer Verbindung untereinander zu tun – alles was die moderne Gehirnforschung kennen lernte, wendet der Autor auf die Welt der Töne an. Was unbewusst seit der Kindheit in vielen Menschen angelegt ist: auf Musik als individuell erregendes und sozial verbindendes Medium zu hören wird hier ausgebreitet. Wie sehr aber auch die verführerische Wirkung etwa von Marschmusik und „Gemeinsamkeitsgefühl“ in die Irre führen kann, zeigt sich an den rechten Rock- und Pop-Gruppen und ihrer Anhängerschaft.

Das Buch ist noch immer eine große Leseempfehlung – Wissenshintergrund für Töne, Melodien, Rhythmen, Kompositionskunde, Hören – Verständnis für eine Welt, die man sonst „nur hört“. Wie da am Beispiel des Musikstücks „Pink Panther“ die Details der Musikalität ausgebreitet werden ist allein schon Lesegenuss.

Rolf Euler, Recklinghausen, hat trotz des jahrelangen Lärms Untertage nicht das Gehör und schon gar nicht die Lust auf Musik verloren, vor allem bei einem guten Schlagzeugsolo von seinem Sohn. Denkt ähnlich wie Robert Gernhardt:

Robert Gernhardt

ICH SELBST

Ich mach mir nichts aus Marschmusik,
ich mach mir nichts aus Schach.
Die Marschmusik macht mir zuviel,
das Schach zuwenig Krach.

Robert Bosshard

Potpourri musical

Ich erinnere mich, dass es damals meinen Vater schier wahn-sinnig gemacht hatte, als aus dem offenen Fenster eines Nachbarn in einer ihm unangenehmen Lautstärke bis spät in den Abend hinein ein dilettantisch von einem nationalistisch abgeklärten Spitzenpolitiker (Deutschlands Bundespräsident Scheel) gesungenes Lied mit dem ungefähren Titel „Hoch auf dem gelben Wagen“ in sein vor diesem Lärm nicht zu schützendes Wohnumfeld hinein gesendet wurde. Der musikbegeisterte Jugendliche von nebenan, der ihn derart plagte, gehörte offenbar zu einer Familie, welche einer anderen musikalischen (Geschmacks-)Klasse angehörte als diejenige meines Vaters. Wobei man wissen muss, dass mein Alter vor meiner Geburt, durch die Schwangerschaft meiner Mutter erzwungen, seine künstlerische Laufbahn (Schüler von Gigli, wie er uns berichtete) abgebrochen hatte, um die darauf folgenden 50 Jahre auf dem Dorf als frustrierter kaufmännischer Angestellter seine Familie und die Ausbildung seiner Kinder zu finanzieren.

Es heißt, der Stadiongesang der Besucher von Borussia Dortmund gehöre zum Besten dieser Gattung. Er zeichne sich dadurch aus, dass er von in populärer Unterhaltungskunst erfahrenen Komponisten und Songschreibern vorbereitet, hervorragend über diverse Fanclubs und Ultras professionell betreut und einstudiert, und schließlich von individuell geschulten Paukern und Vorsängern ins Spiel gebracht würde. Diese Massenchöre würden bezogen auf einen konkreten in Echtzeit sich formulierenden Spielablauf sowohl textlich, melodisch wie auch rhythmisch eine derart ausgefeilte performative Vielfalt und Variabilität aufweisen, wie sie kaum ein konventionell erprobter Chor je zustande bringen könnte. Und das Faszinierendste daran sei, dass die Spieler auf dem Platz, also das Publikum der Stadiongesänge, durch diese nachweislich an Willensstärke und Leistungskraft gewinnen würden.

Weil in der Dorfschule die körperlich mir weit überlegenen und mental kraftvolleren Mitschüler mich hemmten, bemühte man sich, meine Aufmerksamkeit auf andere Interessenssphären umzuleiten, zum Beispiel auf ein ekelhaftes Gepauke am Klavier ... ein Unglück sondergleichen. Im Gegensatz dazu gelang es einem ebenfalls eingeschränkten Freund, er war blind, aufgrund seiner Sehbehinderung sein Gehör phänomenal für das uns umgebende Alltagsgeräusch zu sensibilisieren. Die gesamte materielle Umwelt war für ihn Musik, schmerzhaft und lustvoll, tragisch



und universell. In Opposition zum vorausgegangenen musischen Terror entwickelte ich dank seiner Unterstützung ein Faible für improvisierte Musik und begegnete (als Publikum) konsequenterweise mehreren blind geborenen Koryphäen dieses Fachs, Persönlichkeiten, die in Kompensation ihrer optischen Beschränktheit hervorragend auf die von komplexen akustischen Prozessen ausgehenden Gefühle einzugehen und auf sie musikalisch zu reagieren vermochten. (Ähnliches habe ich ü-

brigens in der Zusammenarbeit mit geistig Behinderten erlebt, wenn man sie mal für voll genommen und situationsgerecht ihre oft weit überdurchschnittliche Sensitivität und Verletzlichkeit respektierte.)

Der „Work-Song“, der in einer seiner Funktionen die isolierten Arbeitssklaven (übrigens analog zu vielen der in den heutigen Diskos vereinzelt stampfend, ächzend und jubelnd Tanzenden) rhythmisch verbindet, oder ein religiös geprägter „Gospelsong“, dies alles unterscheidet sich nicht wesentlich von jeder kulturell gebundenen Folklore, nur richtet sich diese Musik nicht eigentlich an ein Publikum, sondern verbindet die vom Schicksal Gezeichneten nach innen zu einem Chor kollektiver Hoffnung und existenzieller Erhöhung. Ähnlich ist wohl zu verstehen, wenn auch einige meiner Freunde, also gut ausgestattete Typen, in einem kirchlichen oder akademischen Chorgesang Unterschlupf suchen. Es scheint, als fänden auch sie dort ihre Geborgenheit, diesmal stammtischähnlich in der Harmonie eines Liebhaberkreises sich gefallen, also in wohlthuend vopolitischer und karrierefördernder Atmosphäre (natürlich im historistischen Sinn immer noch „politisch“ korrekt, also weder im schubert-geschwängelter Männerchor, noch in der Marschkapelle, es sei denn im Weill/Eisler'schen Sinn). Wie beim Jogger, so reanimieren die Sänger das Atmen in unserer atemlosen Zeit, erobern Gemeinschaft und Schönheit zurück ins Leben, obwohl möglicherweise es Wichtigeres zu tun gäbe.

Da weder Sprache noch Bild je ausreicht, begleitet jede Performance auch Krach. Es heißt, der innerstädtische Lärmpegel bilde einen den menschlichen Sinnesapparat krankmachenden akustischen Smog. Dazu der Arbeitsplatz, die elektronisch verstärkte Begleitmusik, die jubelnden Motoren, zischenden Pneus und sogar künstlich inszenierte Stille als Geräusch ... dies alles bildet in der Summe die uns bestim-

mende „musique concrète“. Was für ein Privileg also, dass ich einen ruhigen Garten als Freiluftatelier mitbenutzen kann. Er ist durch eine geschlossene viergeschossige Hochhausreihe vor der tosenden B 223 leidlich geschützt. Klar, dass dort, in einem Lärmschutzwahl, niemand freiwillig wohnen will, Abrissgedanken waren aufgekommen. Aber seitdem die in unserer Stadt schutz- und asylsuchenden Flüchtlinge alles daran setzen, um zu jedem Preis aus der miesen Erstunterbringung in Containern herauszukommen, wird der Leerstand wieder aufgefüllt. Ein flauschiger Teppich arabisch-türkischer Klänge (ich verstehe wenig davon) quillt aus den Fenstern heraus. Durchaus störend, aber natürlich auch belebend, wie damals als der nahe Schulhof noch lärmte. Auch gibt es schon Momente, in denen mir über den Zaun bis hoch zu Balkonen Kontakt zu den Zuzüglern aufzunehmen gelingt, zumeist zu Kindern, die winken.

(Da fällt mir noch ein: Fröhlich läuten mir durchs offene Fenster die Glocken der Marienkirche zu, schenken mir Zeit für ein Weiterdämmern, was auf mich wirkt, als wären es Erinnerungsklänge aus meinem Herkunftsdorf. Bestimmt würden deren melodios eingefärbte Gebetseinladungen bei vielen in islamischen Kulturen großgewordenen Neubewohnern ähnliche Assoziationen auslösen. Wie gehen die wohl mit der Zeitlosigkeit des dumpfen Beats des Urbanen um?)

Übrigens, im Ruhrgebiet vermochte sich bis heute ein durch die Industrialisierungsgeschichte geprägter spezieller Sound mit regionalspezifischer Grundmelodie gegen die anonym globalisierte Gesangspädagogik bis in die Musikschulen hinein durchzusetzen. Er schwebt und schwingt, getragen von fiktiven Maschinengeräuschen und nachhallenden Förderbandrhythmen in der musikalischen Gattung eines direkt und knapp gesprochenen, postproletarisch eingefärbten Rap oder Slanggesangs knapp über der gesamten Region.

Robert Bosshard, Jg.39, improvisiert täglich aktuell am Klavier

Impressum

Verlag:
AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Str. 2, D-45768 Marl
Fon: 02365-501671
E-Mail: huettmann.marl@t-online.de

Redaktion:
AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, D-45772 Marl
Fon: 02365-42076
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

E-Mail:
redaktion@amos-zeitschrift.de

Konto: AMOS
IBAN: DE31 4305 0001 0033 3001 20
BIC: WELADED1BOC

Internet: <http://amos-zeitschrift.de>

ISSN 1615 - 3278

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Benjamin Benz, Recklinghausen | Robert Bosshard, Oberhausen | Robina Cronauer, Bochum | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Bochum | Axel Lippek, Bochum (v.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund † | Anna Musinszki, Dortmund | Hermann Schulz, Wuppertal | Peter Strege, Dortmund | Renate Wangelin, Bochum

Schwerpunktthema verantwortlich: Irmgard Merkt und Rolf Euler

Endredaktion/Layout: Axel Lippek **AMOS Schriftzug:** Jochen Stankowski

Realisation:
Wodarczak Druck & Medien
45772 Marl

Einzelpreis: 5,00 €
Abo-Preis: 20,- € jährlich
inkl. Versandkosten

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „jiley.de“ (Leipzig).

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



Hanns Wienold

Indien heute

Die Armut bleibt unbesiegt

Mit einem Beitrag von Christa Wichterich

2019 – 268 Seiten – 29,00 €

ISBN 978-3-89691-279-4

Das Buch gibt Einblicke in Lebenssituationen der großen Mehrheit von Inderinnen und Indern auf dem Land und in den Städten, die trotz hohem Wirtschaftswachstum und hochfliegender Regierungspläne nach wie vor unter bitterer Armut, täglicher Unsicherheit, Hunger und Unterernährung leiden.



Hanns Wienold

glauben machen

Beiträge zur religiösen Praxis, Kultur und Ideologie

(Einstiege. Grundbegriffe der Sozialphilosophie und Gesellschaftstheorie Band 24)

2017 – 184 Seiten – 16,00 €

ISBN 978-3-89691-099-8



Andreas Müller

Das Archiv für Populäre Musik im Ruhrgebiet e.V.

Gespräch mit Hans Schreiber und Richard Ortmann

Es ist der Jazz, der Hans Schreiber seit seiner Jugend fasziniert. Aber bitte nicht der Mainstream, sondern der ausgefallene, der neue Wege betritt, wo noch der Spaß an der Freude, am Experimentieren besteht. Seit den 1960ern sammelt er alles, was für ihn von musikalischem Interesse ist. Nachdem sein viertes Kind geboren wird, muss seine Sammlung ausgelagert werden. Erst in die Garage. Dann in das Kulturzentrum in der Güntherstraße. 2007 sucht seine Tochter einen Probe- raum und stößt auf das Kulturhaus Neuasseln. Und dort lernt



er Richard Ortmann kennen, auch ein Jazzer und ein Töne- und Geräuschesammler. Sie tun ihre Sammlungen zusammen und so

entsteht 2013 auf 560 qm das „Archiv für populäre Musik im Ruhrgebiet e.V.“ im Evinger Schloss. Sie sammeln nicht nur Jazz, sondern alle Musiken, bis auf die Klassik. Denn dafür gibt es bereits viele Sammlungen und Archive, es würde den Rahmen sprengen.

Der Schwerpunkt der Sammlung ist die Musik- und Klanglandschaft des Ruhrgebiets. Da aber Musik keine Grenzen kennt, ist es auch weltweit ausgerichtet. Ob dafür die Kapazitäten reichen? Bislang wird noch alles dankbar angenommen, so das Privatarchiv des Ruhrgebiet-Liedermachers Frank Baier oder vom Verein „Gitarrissimo“ aus Oberhausen. Denn Ziel ist es, „Sammlungen zur Musikgeschichte in der Region zu bündeln und an einem Ort zusammen zu tragen“.

Inzwischen sind hier acht Mitarbeiter über verschiedene Förderprogramme beschäftigt. Zusammen mit einem halben Dutzend Ehrenamtlicher wird gesichtet und sortiert, digitalisiert, Tageszeitungen und Musikzeitschriften ausgewertet und die Datenbanken gefüttert. Gesammelt wird hier aber nicht nur Papier wie Bücher, Fanzines, Magazine, Flyer, Plakate, Tickets oder Noten, sondern auch Tonträger aller Arten, Filme, Fotos, T-Shirts, Musikinstrumente, Abspieltechnik wie Schallplattenspieler oder Tonbänder, aber auch Produktionstechnik wie Studio und Live-Equipment.

Hans Schreiber kommt noch aus einer Zeit, in der Pop für Gegenkultur stand, englischsprachige Internationalität und sexuelle Revolution verkörperte, Autoritäten und kulturelle Standards radikal in Frage stellte, sich gegen die herrschende Arbeitsethik wandte und dem Einzelnen Möglichkeiten zur Selbstinszenierung bot. Pure Überlebenshilfe. Damals wie heute? Von dem Gedanken, dass Rockmusik per se antifaschistisch ausgerichtet ist, haben wir uns heute verabschiedet. Auf Nazi-Demos werden Lieder von der linken Kultband

„Ton Steine Scherben“ gespielt, man findet sie in Liederheften der NPD. Das wird auch gesammelt, zensiert wird nichts. Wie reagiert man, wenn nun Nazis das Archiv nutzen wollen? „Das hatten wir noch nicht, und ich glaub auch, die kommen nicht.“

Doch das Archiv sammelt nicht nur, sondern setzt sich auch mit offenen Fragen auseinander, auf Ausstellungen, Seminaren, Workshops, Vorträgen, Lesungen und vor allem: Konzerten. Besonders beliebt sind die „Gesprächskonzerte“. Vor kurzem war Judy Collins da, erzählte, spielte auf und beantwortete Fragen. Aber auch Singer und Songwriter wie Edy Edwards oder der Sound-Künstler Alien Levi waren hier zu Gast. Im Rahmen des 100jährigen Geburtstags von „DADA“ wurde der „DADADOFÄSTIWÄLLDAY“ gefeiert oder im März/April 2017 das „Rolling-Stones-Wochenende“ mit Cover-Bands und Lesungen veranstaltet.

Warum sammelt jemand, gründet gar ein Archiv – gibt es nichts Besseres zu tun? Vielleicht schlicht aus dem Bedürfnis heraus, eine Einrichtung dieser Art zu haben. Zur Pflege der eigenen Identität. Sich seiner selbst zu versichern. In den Austausch mit anderen gehen. Neues erfahren – aus Dokumenten, die man bisher noch nicht kannte. Und natürlich: den Horizont erweitern. Und etwas Sinnvolles machen, der Gesellschaft einen wichtigen Bestandteil ihrer Geschichte zu erhalten.

Berichtenswertes rund um die Musik gibt es vieles, die Seiten des AMOS reichen hierfür nicht aus.



Allein die Klangsammlung von Richard Ortmann, heute Teil des Archivs für populäre Musik, mit ihren aus den letzten 40 Jahren aufgenommenen Tönen des Ruhrgebiets, dem Straßenbahnquietschen, den Stahlwerksgeräuschen, den Tönen unter Tage oder den Fangesängen im Stadion, wäre einen Bericht wert. Deshalb wird uns das Thema auch weiterhin beschäftigen. Schön, dass wir dann nicht nur auf die eigenen, oft unzureichenden Sammlungen angewiesen sind, sondern auf die Bestände des Archivs für populäre Musik zurückgreifen können. Und wir in Zukunft einen Ort haben für unsere Materialien, wenn wir sie nicht mehr brauchen.

Kontakt: Archiv für populäre Musik, Nollendorffplatz 2, 44339 Dortmund, Tel.: 0231-53224104; info@miz-ruhr.de; www.miz-ruhr.de; https://www.facebook.com/music.ruhr

Andreas Müller, geb. 1956, seit über 30 Jahren im Archiv der Geschichtswerkstatt Dortmund aktiv

Einhard Schmidt-Kallert

Tom Doyle

ZWURF

Während ich diese Kolumne schreibe, erinnern die Zeitungen und die Rundfunksender an Woodstock vor 50 Jahren. An das legendäre Rockfestival, zu dem fast 400.000 junge Menschen kamen, die sich von Regen, Sturm und unsäglichem Matsch auf dem Platz nicht abhalten ließen, die einfach da blieben. Und an Bands, die trotz Matsch, Regen und Schlamm weiter machten. Von denen viele (aber beileibe nicht alle) in ihren Texten, ironisch andeutend oder auch explizit, gegen den schmutzigen Krieg in Vietnam ansangen. So wurde Woodstock zum Festival der Gegenkultur. Keine Anti-Kriegs-Demonstration hatte je so viele Teilnehmer angezogen. Musik, vor allem Lieder, berühren eine andere Dimension des Menschseins als der bloße Austausch von Argumenten.

Man kann darüber rasonieren, warum die 68er Bewegungen in Europa, weder in Frankreich noch in Deutschland, nicht etwas Ähnliches erlebt haben. Sicher, da waren die Lieder der Ostermarschbewegung, da waren inspirierende Liedermacher wie Franz-Josef Degenhardt und Dieter Süverkrüp, aber die Erinnerung an 68 ist mehr geprägt vom Vietnam-Kongress, von Teach-ins und verbal-argumentierendem Austausch, da summt keine Melodie im Kopf, da ist kein unverwechselbarer sound im Kopf, keine Erinnerung an einen eingängigen Liedtext.

In späteren Jahren entdeckten die verschiedenen linken Organisationen, die aus der 68er Bewegung hervorgegangen waren, die Arbeiterlieder der 20er Jahre wieder. „Roter Wedding“ sang Ernst Busch, und die Anhänger unterschiedlicher K-Gruppen, die sich ansonsten gegenseitig mit Hass überschütteten, hörten die in der DDR aufgenommen Platten und sangen sie mit. Nur leider passte das so wenig mit der Realität der 70er Jahre zusammen wie die Rede von einer revolutionären Situation.

Mythos Woodstock: Das Festival des Friedens und der Liebe begründete für viele Bands ihren späteren kommerziellen Erfolg. Bob Dylan, den viele gerne dabei gehabt hätten, der aber nicht kam, wird mit den Worten zitiert, Woodstock sei nur „ein neuer Markt für gebatigte T-Shirts“ gewesen.

Aber der Mitschnitt des dreitägigen Festivals sollte die Jugend auf vielen Kontinenten noch jahrelang begleiten, auf drei Langspielplatten gepresst oder als Raubkopie auf Kassette.

Ich erinnere mich an einen Abend, eine sternenbeschiedene Nacht in Südostasien im Jahr 1973. Ich war damals Entwicklungshelfer in Malaysia. Wir lebten in einer Wohngemeinschaft von fünf Entwicklungshelfern, drei amerikanischen Peace Corps Volunteers und zwei Deutschen. An dem Abend waren Besucher dabei, zwei deutsche Krankenschwestern, die auf dem deutschen Hospitalschiff Helgoland in Vietnam Dienst taten und gerade mit Rucksäcken auf Urlaub durch Thailand und Malaysia unterwegs waren, drei junge Amerikaner, Wehrdienstleistende, die bei der Lotterie das

Pech gehabt hatten, nach Vietnam eingezogen zu werden. Auch sie waren auf ihre Weise Urlauber. Mein Mitbewohner Rick hatte mir vorher zugeflüstert: „Das wird nicht einfach, heute Abend ...“ Klar, es kam nicht oft, eigentlich nie vor, dass die jungen GIs mit ihren Altersgenossen zusammentrafen, die ein glücklicheres Los gezogen hatten. Oder gar mit jenen, die bei der Musterung den Stabsarzt von einem Herzfehler oder einem orthopädischen Defekt hatten überzeugen können. In einer Zeit, in der Jahr für Jahr mehr junge Amerikaner im Zinksarg aus Vietnam in die Heimat zurückkehrten.

Gino, der Peace Corps Volunteer mit dem italienischen Namen, hatte Spaghetti gekocht, und nach dem Essen saßen, lagen, kauerten alle in dieser tropischen Nacht im Orchideengarten von Madam Lai, unserer Vermieterin. Schattenhafte Gestalten, in der Dunkelheit kaum zu unterscheiden, alle in Jeans, T-Shirt, die Männer langhaarig. Nur einer war anders, trug Jungle Boots, zwar keine Uniform, aber so eine Art Tarnanzug. Als wäre er noch im Dschungelcamp in Vietnam. Die anderen nannten ihn Tom Doyle. Irgendetwas stimmte nicht mit ihm. Der Stabsarzt hatte ihn zur Erholung nach Malaysia geschickt.

Auf dem Plattenweg in der Mitte von Madam Lais kleinem Garten stand ein einfacher Kassettenrekorder. Wir blickten in den Himmel, atmeten den süßlichen Duft der Orchideenblüten ein und hörten den Mitschnitt des Woodstock-Konzerts. Janis Joplin und Jimi Hendrix natürlich, aber auch die expliziten Anti-Kriegslieder wie das ironische von Country Joe McDonald, in dem die Zeile vom Vietnamkämpfer vorkommt, der in der Blechkiste heimkehrt. Auch „Fortunate Son“ von Creedence Clearwater Revival und „Masters of War“, von Joan Baez gesungen. Jeder hing seinen Gedanken nach, doch die Musik rührte uns alle an, wir kannten uns kaum, aber wir fühlten uns zusammengehörig, wir waren eine Generation. Da wäre es gar nicht nötig gewesen, dass Gino etwas Ganja in die Spaghetti-Sauce gerührt hatte.

Der Abend sei gut gelaufen, sagte auch Rick am nächsten Morgen zu mir. Gut für alle, auch für Tom?

Nichts war gut. Tom sollte am nächsten Tag probeweise in einer Berufsschule unterrichten. Das hatte die US-Botschaft aufgrund des Berichts des Stabsarztes arrangiert. Tom kam in die Klasse, er sah die auf ihn gerichteten Blicke der Schüler, die Blicke von malaiischen, chinesischen und indischen Teenagern, er sah nur noch vietnamesische Gesichter, das ertrug er nicht. Schon in der ersten halben Stunde erlitt einen nervösen Zusammenbruch. Danach verschwand er für Jahre in psychiatrischer Behandlung.

Einhard Schmidt-Kallert, Jg. 1949, Raumplaner mit Erfahrungen in vielen Ländern, insbesondere im globalen Süden, war Entwicklungshelfer in Malaysia, Gastdozent in Ghana und Hochschullehrer in Dortmund. Lebt in Essen.

Amos Goldberg

BDS – Ein Appell aus Israel an meine deutschen Freunde

Oft habe ich wohlmeinende deutsche Freunde sagen hören, dass sie meine Kritik an der Politik der israelischen Regierung gegenüber den Palästinensern verstehen. Manchmal gaben sie sogar zu, sie zu unterstützen. Laut sagen wollten sie das aber nicht. Ihr eigenes Zögern bei der Äußerung von Kritik ist mir verständlich. Die Last der Geschichte kann nicht abgewaschen werden.

Es gibt jedoch Zeiten, in denen der Preis für ein solches Verhalten zu hoch und seine Aufrechterhaltung gefährlich wird, in denen das Versagen, zwischen Antisemitismus und legitimer Kritik zu unterscheiden, zu moralischer und intellektueller Bequemlichkeit, ja Faulheit wird. Wir erleben jetzt solche Zeiten.

Benjamin Netanjahu kündigt Annexion großer Teile der Westbank an

Benjamin Netanjahu hat die völkerrechtswidrige Annexion großer Teile der Westbank angekündigt. Israels Verkehrsminister Bezalel Smotrich hat angedeutet, dass Apartheid die Lösung des Konflikts mit den Palästinensern sein sollte. Bildungsminister Rafi Perez äußerte sich ähnlich.

Es sind aber nicht nur Juden und Palästinenser im Nahen Osten, die den Preis für Passivität zahlen. Die Deutschen bezahlen auch selbst. Mit Hunderten von jüdischen und israelischen Gelehrten beobachte ich, wie das politische System in Deutschland rapide die freie Rede erodiert, wenn es um Israel und Palästina geht, und wie der öffentliche Diskurs in Diffamierung und Rufmord abgleitet.

Bundestag setzt BDS mit Antisemitismus gleich

Ein Katalysator dafür war der Bundestagsbeschluss, der die Bewegung für einen Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen (BDS) gegen Israel mit Antisemitismus gleichsetzte und damit praktisch aus dem öffentlichen Raum verbannte, obwohl viele, wenn nicht die meisten Antisemitismusforscher, darunter die Professoren Wolfgang Benz und Moshe Zimmermann, geltend machen, dass BDS als solches nicht antisemitisch sei. Wie ich, unterstützen beide nicht BDS.

Die schwerwiegenden Folgen des Beschlusses treten bereits zutage. Die deutsche Bank für Sozialwirtschaft kündigte der Organisation „Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost“ das Konto, weil sie zu dem Schluss kam, dass diese Juden wegen ihrer Unterstützung von BDS eigentlich selbst Antisemiten seien.

240 jüdische und israelische Wissenschaftler wenden sich an den Bundestag

Der Leiter des Jüdischen Museums Berlin, Professor Peter Schäfer, einer der weltweit angesehensten Judaisten, musste zurücktreten, nachdem die israelische Botschaft und Vorsitzende jüdischer Organisationen, flankiert von israelischen Medien und deutschen Publizisten, ihm vorgeworfen hatten, „antijüdisch“ zu sein. Das Museum hatte gewagt, auf den

Aufruf von 240 jüdischen und israelischen Wissenschaftlern an die Regierung hinzuweisen, dem Bundestagsbeschluss nicht zu folgen. Ich war einer der Initiatoren des Aufrufs und bin entsetzt darüber, wie mit Professor Schäfer verfahren worden ist.

Dies ist die Spitze des Eisbergs. Palästinensern ist es verboten zu protestieren, Wissenschaftler, die im Verdacht stehen, mit BDS zu sympathisieren, werden nicht zu Konferenzen eingeladen, und der renommierte Historiker David N. Myers, der sich öffentlich gegen BDS gestellt hat, wird nicht in den Beirat des Jüdischen Museums Berlin aufgenommen, weil er dem New Israel Fund vorsteht, der auch kritische israelische NGOs unterstützt und dabei keinerlei Verbindung zu BDS hat.

Deutschlands Politik sollte nicht der Ungarns, Polens und Israels ähneln

Ich warne meine Freunde in Deutschland wegen unserer Erfahrungen in Israel: Es steht noch mehr Ärger bevor, falls Sie die Grundsätze der Demokratie, die Meinungsfreiheit und eine prinzipientreue Außenpolitik nicht energisch verteidigen. Wenn Sie nicht für diese Werte kämpfen, gerade auch im Kontext sensibler Themen, könnte sich Deutschland in fünf oder zehn Jahren in ein weiteres illiberales Bollwerk verwandeln. Seine Politik könnte dann der Israels, Ungarns und Polens ähneln.

Es ist schwer vorstellbar, wie schnell solche Verschiebungen stattfinden. Wenn Sie es merken, werden Sie sie nicht mehr rückgängig machen können. Sie werden dann verstehen, dass einer der Meilensteine auf dem Weg zum Abgleiten darin bestand, dass Sie es in einem Klima des um sich greifenden Populismus politischen Akteuren erlaubten, „Antisemitismus“ zynisch oder arglos zu nutzen und Deutschland von seiner mühsam errungenen demokratischen und liberalen politischen Kultur wegzulenken.

Die Demokratie benötigt aktive Bürger

Die Geschichte lehrt uns, dass der Schutz einer Demokratie des Mutes aktiver Bürger bedarf, denn wenn zu viele anständige Menschen davon absehen, die ihr zugrundeliegenden Prinzipien und Regeln zu verteidigen, wankt oder fällt sie.

Deutsche, die diese Werte schätzen und sich um die Integrität Israels sorgen, müssen jetzt ihr ängstliches Zögern überwinden und sich dem israelischen und jüdischen demokratischen Lager anschließen. Sie müssen die Energie aufbringen, zwischen Antisemitismus und Manipulationen zu unterscheiden, die Israel vor der legitimen Kritik an seinen Rechtsbrüchen schützen sollen. Dazu gehört auch, die Verantwortung für jüdisches Leben in Deutschland von Versuchen zur Verzerrung des demokratischen Systems zu unterscheiden.

AMOS – erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet
ISSN 1615 – 3278

Postvertriebsstück: Gebühr bezahlt

Verlag:

AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Straße 2 · D-45768 Marl

E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de

Internet: <http://www.amos-zeitschrift.de>

— K 12123 —

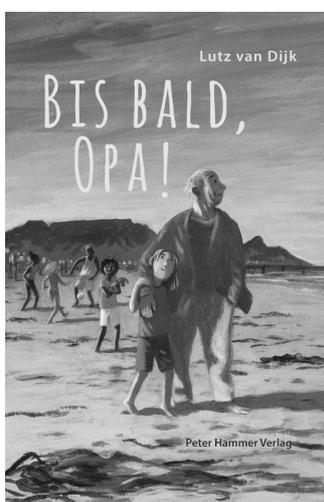
Vielfalt im Kinderbuch

Neues aus dem Peter Hammer Verlag



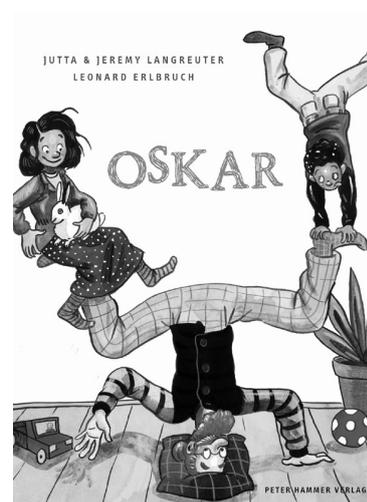
Andrea Liebers
Das Schulschwein
Illustrationen von Susanne Göhlich
32 S., geb., ab 6, € 9,90
ISBN 978-3-7795-0621-8

Finn hat einen sensationellen Vorschlag für das Schultierprojekt: Miss Piggy, ein Minischwein! Alle sind begeistert, nur Mehmet ist voll dagegen ...



Lutz van Dijk
Bis bald, Opa!
Mit Vignetten von Jens Rasmus
160 S., geb., ab 8, € 14,-
ISBN 978-3-7795-0622-5

Daniel freut sich auf die Ferien bei seinen beiden Opas in Südafrika und auf die Kinder aus dem Township, die die Opas bei sich aufgenommen haben. Doch dann erfährt er von Opa Antons Krankheit. - Eine Geschichte vom Glück einer großen, bunten Familie.



Jutta Langreuter
Oskar
Illustrationen von Leonard Erlbruch
24 S., geb., ab 4, € 15,-
ISBN 978-3-7795-0619-5

Onkel Oskar ist anders. Er macht, was er will und was er nicht will, macht er nicht! Eine lustige Bilderbuchgeschichte über einen Sonderling und Glückbringer.



www.peter-hammer-verlag.de